



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнь и К^о.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Боль-
 шая Кострижная
 № 40.
 I. Крушинскому.

№ 14.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 5. Januar 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.
 Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
 Saratow, Theaterplatz, Haus Lillo.
 Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
 fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: J. Kruschinsh, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

Inhalt. Amtliche Nachrichten. — Fest der Erscheinung des Herrn. — Die Ruinen von Theodosia. — Die Kapitulationsbedingungen. — England und der Fall von Port-Arthur. — Vom Kriegsschauplatz. — Pressstimmen. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. — Allerlei. — Ankündigungen.

Die Redaktion dankt recht herzlich allen für die eingesandten Glückwünsche zum neuen Jahr.

Amtliche Nachrichten.

23. Dezember Versetzt: P. Ludwig Kießling als Pfarrer nach Speier.

Fest der Erscheinung des Herrn.

Es ist doch etwas Eigentümliches um die Erzählungsweise der Heiligen Schrift. Sie übergeht in ihren Berichten so manches, was wir doch so gern wissen möchten. So in dem Festevangelium von den Weisen und dem Sterne. Was für Leute waren diese „Weisen“ oder „Magier“? ob Priesterfürsten, „Könige“, wie wir sie zu nennen gewohnt sind? ¹⁾ Wie viele waren ihrer? ob wirklich drei? ²⁾ Wie hießen sie? ³⁾ Woher kamen sie? ob aus Persien oder Chaldäa? Wann kamen sie? ob schon am dreizehnten Tage nach der Geburt des Kindes, wo wir jetzt ihr Fest feiern? oder erst ein Jahr später? ⁴⁾

Und der Stern, was haben wir uns darunter zu denken? ob mit Origenes einen Kometen, einen Stern mit einem Lichtschweif? oder mit dem heiligen Chrysostomus ein Meteor, eine feurige Lusterscheinung? oder möglicherweise eine natürliche aber äußerst seltene Verbindung mehrerer Wandelsterne? eine Auffassung, die nach neuerer Beobachtung und Berechnung nicht gerade unbedingt abzuweisen ist.

Diese und tausend andere Fragen möchten wir vielleicht stellen. Aber die Heilige Schrift begnügt sich mit dem Unbestimmten: Als Jesus in Bethlechem im Stamme Juda

oder in der Landschaft Judäa unter der Regierung des Herodes geboren war, kamen Weise aus dem Morgenlande und fragten: Wo ist der geborene König der Juden? wir haben nämlich einen Stern gesehen, der seine Geburt ankündigte, ⁵⁾ in unserer östlichen Heimat oder am östlichen Himmel, und sind hierher gereist, um huldigend und anbetend ⁶⁾ uns vor ihm niederzuwerfen.

Woher diese knappe, um nicht zu sagen dürftige Darstellung? Die Heilige Schrift ist eben kein gewöhnliches Geschichtsbuch, sondern ein göttliches Buch. Der Evangelist schreibt nicht das, was nach seinem Dafürhalten seine Leser interessieren könnte, sondern nur das und gerade das, was der Heilige Geist ihn zu schreiben antreibt. Darum ist auch alles in der heiligen Schrift beachtenswert, selbst das, was auf den ersten Blick bedeutungslos zu sein scheint. So könnte man meinen: der Evangelist hätte besser daran getan, die berührten Fragen zu beantworten, als uns mitzuteilen, worin die Gaben der Weisen bestanden; es könne uns gleichgültig sein, ob das gerade Gold, Weihrauch und Myrrhen oder was sonst war. Die heiligen Kirchenväter und frommen Schriftausleger dachten darüber anders. Sie fanden, daß gerade diese Gaben eine mannigfache Bedeutung hätten.

Gregor der Große findet darin einen Hinweis auf das, was wir alle dem Christkinde zu opfern haben. „Blindendes Gold“, sagt er, ⁷⁾ „opfern wir, wenn wir unsere Werke im Schimmer der wahren Weisheit leuchten lassen; Weihrauch, wenn wir durch Gebetseifer ein Wohlgeruch vor Gott sind; Myrrhen, wenn wir die Laster des Fleisches ertöten.“ Mit anderen Worten: das Gold sinnbildet gute Werke, Weihrauch Gebet, Myrrhen Leiden und Abtötungen.

Der liebe Gott hat uns über die Schwelle des neuen Jahres geführt, damit wir dasselbe ganz seinem Dienste und unserem Seelenheile weihen. Dazu aber braucht es eins: daß wir täglich mit den heiligen drei Königen Gold, Weihrauch und Myrrhen opfern.

¹⁾ Man verweist auf Mt. 67, 30; 71, 10 u. Jf. 49, 7; 60, 3. 10.
²⁾ Leo I., Origenes, Katakombenbilder. ³⁾ Kaspar, Melchior, Balthassar oder ähnlich findet man sie zuerst um das Jahr 700 benannt. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts wird zum ersten Male einer als Mohr bezeichnet. ⁴⁾ Matth. 2, 16.

⁵⁾ 4. Mos. 24, 17. ⁶⁾ 1. Mos. 22, 5; 1 Kön. 1, 3. ⁷⁾ 10. Homilie.

Lautet das vielleicht für irgend einen von uns be fremdlich? Wendet einer ein: Das kann ich unmöglich; mit all meiner sauren Arbeit verdiene ich knapp den kärglichen Lebensunterhalt für mich und meine Familie! Beruhige dich, mein Freund; ich will dich zuerst die Kunst lehren, mit leichter Mühe Gold zu verdienen. Diefelbe besteht einfach darin, daß du nicht bloß für die Menschen und die Erde arbeitest, sondern auch für Gott und den Himmel. Du denkst vielleicht: Nun, für die Menschen muß ich arbeiten, um leben zu können; dann bleibt mir aber keine Minute Zeit mehr übrig, für Gott zu arbeiten. — Das ist auch gar nicht nötig; du brauchst nur deine gewöhnlichen Arbeiten für die Menschen weiterhin auf Gott zu beziehen, feinewegen zu verrichten, und du arbeitest für ihn, gewinnst Gold, das du ihm opferst und damit zugleich bei ihm auf Zinseszinsen hinterlegst. Du verstehst recht wohl, daß ich nicht von irdischem, eigentlichem Golde spreche, sondern von uneigentlichem, himmlischem, nicht von Geld und Geldeswert, sondern von Schätzen im Himmel, wie wir sie nach der Mahnung des Heilandes uns unablässig sammeln sollen. ⁸⁾

Was braucht es dazu? Zunächst zweierlei: Stand der Gnade und Vermeidung alles Sündhaften. Du mußt vor allem ein guter Baum sein. Ein böser Baum, ein Mensch im Stande der Todfünde, kann keine guten Früchte verdienstlicher Werke bringen. ⁹⁾ Zweitens darfst du nichts tun, was Gott verboten hat. So etwas könnte ihm nur mißfallen; wie sollte er dich dafür belohnen können! Willst du dann sicher sein, daß du dich bei deinem täglichen Tun und Lassen nicht von verkehrten Beweggründen leiten läßt, sondern alles in verdienstlicher Weise auf Gott beziehst, so erneuere unter deinem Tagewerk oft die gute Meinung, eingedenk der Mahnung des Apostels: „Ob ihr nun esset oder trinket oder was immer ihr sonst tut, tut alles zur Ehre Gottes“. ¹⁰⁾

Tu also, was du nach Stand und Stellung zu tun hast, denn das ist der Wille Gottes, der dich in deinen Stand und deine Stellung gebracht hat; tu es ganz, zur Zeit, pünktlich, genau, sorgfältig. Aber arbeite nicht gedankenlos wie die Maschine, welche du vielleicht bedienst, oder wie das Tier, das dir den Pflug zieht. Arbeite auch nicht bloß für die Erde, bloß in der Absicht, Geld damit zu verdienen und womöglich reich zu werden; das wäre im günstigsten Falle eine bloß gleichgültige Meinung. Nein, mein Rat ist, sich nach oben; arbeite für den lieben Gott. Dann kann Gott dich reichlich dafür belohnen; dann wird er dich aber auch reichlich dafür belohnen.

Nun sagst du vielleicht: Das ist alles recht und gut, dabei aber leichter gesagt als getan. Schon das, alle Sünden, auch nur alle schweren Sünden zu vermeiden, wie schwierig ist das nicht! und nun erst, wirklich alles zur Ehre Gottes zu tun! Sage ich auch beim Morgengebet aus Herzensgrund: alles zu deiner Ehre, mein Gott! so vergesse ich doch im Laufe des Tages oft diesen meinen Vorsatz, mache meine Sachen nur so obenhin, gedankenlos gewohnheits- und maschinenmäßig, arbeite nur unter Seufzen, Murren und Klagen und gebe meinen Launen, Trägheit, Eigensinn, Trotz nach. Versuche ich am Abend zusammenzurechnen, was ich wohl für den Himmel verdient

haben mag, dann meine ich oft nur falsche Münzen zu finden, höchstens etwas Kupfer, aber kein edles Metall. — Ich nehme gern an, du beurteilst dich strenger, als Gott es tut. Aber gesetzt, so wäre es wirklich bisher gegangen, nun, dann muß und kann es im neuen Jahre besser werden. Es gibt ein leichtes Mittel, das, richtig angewandt, unfehlbar wirkt. Es heißt: neben dem Golde deiner Werke opfere täglich auch den Weihrauch des Gebetes.

Wenn das allerheiligste Sakrament hier ausgesetzt wird, verbrennen wir vor demselben Weihrauch. Woher diese Sitte? Weihrauch galt von Alters her als Sinnbild des Gebetes. Schon der Psalmist hat den Herrn: „Laß mein Gebet wie Weihrauch vor deinem Angesichte aufsteigen“. ¹¹⁾ Ist die Ähnlichkeit schwer zu finden? Ich denke: nein. Werden Weihrauchkörner hier im Hause Gottes auf glühende Kohlen gestreut, so hebt sich die wohlriechende Wolke himmelwärts und senkt sich dann vom Gewölbe wieder herab, um alles mit ihrem Wohlgeruche zu erfüllen. So steigt das Gebet aus glühendem Herzen auf zu Gottes Thron, Gott zum angenehmen Wohlgeruch, ¹²⁾ und Gottes Gnaden und Segnungen steigen herab auf den Beter und alle die, für welche er Fürbitte einlegt.

Im Alten Bunde hatte Gott selbst angeordnet, daß täglich zweimal, am Morgen und am Abend, ein Rauchopfer ¹³⁾ ihm dargebracht werde, eine stumme Mahnung für den frommen Israeliten, täglich, besonders morgens und abends, zu beten. Das Rauchopfer hat aufgehört mit allen andern vorbildlichen Opfern des jüdischen Zeremonialgesetzes. Die Sitte, Rauchwerk beim Gottesdienste anzuzünden — nicht als eigentliches Opfer (da Gott ja im Neuen Bunde nur das eine unendlich kostbare Opfer der heiligen Messe entgegennehmen will,) sondern nur als Zeremonie — ist in den Neuen Bund herübergenommen. Denn die Verpflichtung zum oftmaligen Gebete ist geblieben. Der göttliche Stifter des Neuen Bundes hat sie wiederholt eingeschärft: „Betet, sucht, klopft an. Man muß allzeit beten und niemals aufhören. Betet ohne Unterlaß.“ ¹⁴⁾

Warum das? Gottes wegen: ihm schulden wir den Zoll der Anbetung und des Dankes. Unfertwegen: auf ihn sind wir in allem angewiesen, was Leib und Seele, unser zeitliches und ewiges Wohl betrifft; er aber macht seine Hilfe abhängig von unserm Beten. Nehmen wir nur das Wichtigste, das ewige Wohl unserer Seele. Das Gebet ist für unsere Seele gerade so unentbehrlich, wie Speise und Trank, Licht und Luft für unsern Leib, dessen Gesundheit und Leben. Warum das? Weil wir, wenn auch im Besitze der heiligmachenden Gnade, nichts vermögen ohne den Beistand der wirklichen Gnade Gottes, auf dessen Beistand aber nicht rechnen können ohne Gebet.

Setzt, ein reicher Herr gäbe dir den Schlüssel zu zu seinem Geldschrank mit der Erlaubnis: brauche ihn, so oft du willst! wie oft im Tage würdest du dann den Schrank nicht öffnen und hineingehen! Nun, was kein Mensch tut, das hat Gott getan. Er hat eine unendlich reich verschene Schatzkammer. Den Schlüssel dazu hat er in deine Hand gelegt; je öfter du den einsetzt, desto lieber ist es ihm. Der Schlüssel öffnet unfehlbar. Er heißt vertrauensvolles Gebet. Sind wir vielleicht säumig darin

⁸⁾ Matth. 6, 20. ⁹⁾ eb. 7, 18. ¹⁰⁾ 1 Kor. 10, 31.

¹¹⁾ Ps. 140, 2. ¹²⁾ Vgl. 3 Mos. 1, 9. 17. ¹³⁾ 2 Mos. 30, 7. 8. Luf. 1, 9. ¹⁴⁾ Matth. 7, 7. Luf. 18, 1. 1. Theff. 5, 17.

gewesen, dann wollen wir in Zukunft desto gewissenhafter und eifriger sein in guten und besonders in bösen Tagen. Auch böse Tage werden im neuen Jahre über uns kommen. Gott wird nicht bloß das Gold der Arbeit und den Weihrauch des Gebetes, sondern auch das Myrrhenopfer der Leiden und Bitterkeiten von uns verlangen. Um Gold und Weihrauch opfern zu können, opfern wir auch Myrrhen.

Myrrhe, eine gummiartige Flüssigkeit, die ein morgenländischer Baum ausschwitzt, hat neben angenehmem Geruch einen bitteren Geschmack. Darum dient es als Sinnbild alles Bittern, Lästigen, Harten, Beschwerlichen. Nun ist zwar kein Prophet unter uns und wissen wir nicht im einzelnen, was das neue Jahr uns nach Gottes Rathschluß bringen wird. Aber so viel steht von vornherein fest: ebenso wie alle seine Vorgänger wird es reich sein an Bitterkeiten, Widerwärtigkeiten, Prüfungen, Leiden, Heimsuchungen und Kreuzen. Leiden und Kreuztragen ist nun einmal das Los aller Menschen, besonders aller Christen. Seht nur einmal nach in Thomas von Kempen; da ¹⁵⁾ steht: „Ordne und richte alles ein nach deinem Wünschen und Meinen: und du wirst doch nur finden, daß du immer etwas leiden mußt, entweder freiwillig oder gezwungen; und so findest du immer Kreuz. Entweder fühlst du körperlichen Schmerz oder hast in deinem Innern Seelenschmerz zu dulden. Bisweilen wirst du von Gott verlassen, bisweilen vom Nächsten geplagt, und was schlimmer ist, oft fällst du dir selbst zur Last.“ Er hat Recht. Das haben wir bis dahin selbst erfahren. In Zukunft wird es nicht anders sein. Auch fernerhin gilt das Wort: „Wer mir nachkommen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir.“ ¹⁶⁾

Es ist bitter wie Myrrhe, täglich uns selbst zu verleugnen, nein zu sagen zu den Wünschen und Forderungen unserer Leidenschaften, Launen und Neigungen, der Hoffart, Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, der Trägheit, Gemächlichkeit und Sinnlichkeit, des Eigensinnes und Eigenwillens, der Gaumenlust und Geschwätzigkeit und wie alles das Böse und Ungeregelte heißen mag, das im Menschenherzen sich regt. Es ist bitter wie Myrrhe, täglich unser Kreuz auf uns zu nehmen, das Kreuz der Gebote Gottes und der Kirche, unserer Berufs- und Standespflichten und das Kreuz, welches Gott jedem einzelnen insbesondere auferlegen mag. Diese besonderen Kreuze haben verschiedene Namen: Krankheit, Armut, häuslicher Unfriede, Seelenleiden, üble Nachreden u. dgl. Aber wo ist der Mensch, der nicht so ein Kreuz zu tragen hätte? Abschütteln läßt es sich platterdings nicht; es ist gewissermaßen mit uns verwachsen. Und das gemeinsame Kreuz der Gebote und Pflichten dürfen wir unter keiner Bedingung abschütteln, wenn wir nicht unser Seelenheil aufs Spiel setzen wollen. Doch trösten wir uns. Thomas von Kempen versichert uns: „Wenn du das Kreuz willig trägt, wird es dich tragen und dich zu dem ersuchten Ziele hinführen, dorthin nämlich, wo das Leiden ein Ende haben wird, was es hier freilich nicht haben wird.“

Die Ruinen von Theodosia.



Schon längst hatte ich mir vorgenommen, einen Gang durch die genuesischen Festungsrüinen in Theodosia zu machen; konnte mein Vorhaben aber bis jetzt nicht ausführen, theils weil meine geschwächte Gesundheit hinderlich war, theils weil ich mit der Einrichtung meiner Wohnung viel zu tun hatte und endlich weil ich noch nicht genug Gelegenheit hatte, genaue Blicke in die Geschichte zu werfen. Nachdem sich meine Gesundheit etwas gehärtet, und ich mir ziemlich genaue historische Kenntnisse gesammelt hatte, hätte ich mich auf die Wanderschaft begeben können; allein es schien mir immer, als hätte ich nicht Zeit genug, die gesamten Ruinen einer genauen Ansicht zu unterwerfen. Die Sache hätte sich so wahrscheinlich hinausgezogen und wäre vielleicht sogar eingeschlafen, wenn mir nicht A. M. Weiß eine gute Lektion gegeben hätte. Er sagt: Wenn du keine Zeit hast, mußt du sie halt nehmen. Dem schlafenden Fuchs läuft auch kein Rehuhn in den Mund. Und wer die Gelegenheit nicht beim Schopf nimmt, dem entwischt sie wieder. Mit Gähnen, mit Wünschen, mit Seufzen ergreift man nicht die Zeit, sondern nur mit Zugreifen. Ich folgte seinem weisen Räte, und machte mich, gehüßt auf meinen Stockstahl, auf die Wanderschaft. Ein guter Bekannter, dem ich unterwegs begegnete, forderte mich auf, nachdem er in Kürze von meinem Vorhaben unterrichtet war, zugleich auch photographische Aufnahmen zu machen. Er bot seine ganze Redekunst auf, mich zu dieser Arbeit zu bewegen, selbst dann noch, als ich ihm erwiderte, daß ich mich nicht gut aufs Photographieren verstehe und auch nicht im Besitze eines Apparates sei. Nachdem er mich mit seiner Redeweisheit in die Lage des Horatius in seiner neunten Satyre gebracht, blieb ich stehen, schaute ihn ernst an, wodurch er zu stiller Aufmerksamkeit gestimmt wurde, und deklamirte:

Die Henne sprach zum Hahn: Du Gauch,
Du kannst ja nichts als krähen!
Das können alle Hennen auch,
Laß einmal Eier sehen!

Der Gockel sprach: Mir schaudert schon,
Wenn junge Hennen gackern,
Doch krähen die alten, klingt der Ton,
Als wollt' auf Blech man ackern.

Ich krähe, weil mir's Krähen geht,
Das Eierlegen treiben,
Das mag, wer sich darauf versteht,
Drum laß ich's einfach bleiben.

Mein Bekannter verlor weiter kein Wort mehr über die bildliche Darstellung der Festungsrüinen, begleitete mich noch eine kurze Strecke, um in die nächste Seitengasse einzubiegen. Er war wortfarg geworden, und brummte nur noch so vor sich hin. Ich war froh, von dem Messer, daß er mir durch seine Aufdringung an die Kehle gesetzt hatte, weder befreit zu sein, und kümmerete mich wenig um die Worte, die er bei seinem Abschied in ziemlich mürrischer Weise mir zubrummte; denn ich war bei gutem Humor und sumimte leise vor mich hin:

Brumm, mein altes Freundchen, du!
Brumm in Gottes Namen zu!
Wenn ich sing, dann brumme du
Mir eine Symphonie dazu!

Unterdessen war ich an die Festungsrüinen herangefommen und machte mich unverzüglich an die Lösung meiner Aufgabe. Mögen die lieben Klemensleser, die sich für die Sache interessieren, mir nun Schritt für Schritt folgen. Leider werden wir nicht nur über kleine, sondern auch über große, ja sogar sehr große Steinhäufen klettern müssen, wobei jeder acht geben möge, daß er nicht falle. Ich werde mich meinerseits nach Möglichkeit bemühen, nicht zu stolpern; denn ich fürchte, daß mit mir ein großer Teil meiner Begleiter stolpern werde. Es wäre mir das sehr unangenehm, weil ich nur auf dem Wege der Wahrheit führen will. Vor Irrungen — Uf! bewahre mich Gott! Nun ans Werk.

Die Festung wurde von den Genuesen nicht mit einem Schläge gebaut, sondern allmählich, wie aus den noch vorhandenen

¹⁵⁾ Nachf. Christi II 12, 3. 4. ¹⁶⁾ Luk. 9, 23.

Inschriften, die im Museum für Altertümer aufbewahrt werden, leicht zu ersehen ist. Sie bestand aus einer sehr dicken Mauer, über welche in gewissen Abständen hohe Türme ragten, alles aus hartem Gestein aufgeführt, das selbst vom Zahne der Zeit nicht litt. Nur die zerstörende Hand des Menschen hat so stark eingewirkt, daß nur noch kleine Überreste blieben. Der erste Turm, bei dem ich angelangt, zeigt sich von der Nordseite noch in seiner vollen Größe, selbst die Schlußverzierungen sind unverehrt. Drei Wände aber liegen in Ruinen. Von der Festungsmauer ist nicht mehr viel zu sehen, denn die Strecken, die uns in Ruinen erhalten sind, sind verschwindend klein, und sind kaum im Stande, die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zu lenken. Der größte Teil ist fast spurlos verschwunden, so daß man nur hie und da Steinhäufen sieht, die an die frühere Größe erinnern. Auch mehrere Türme sind gänzlich verschwunden, und es ist oft unmöglich, die Plätze aufzufinden, wo sie ehemals stolz hinausschauten aufs Meer. Nachdem ich eine lange Strecke am Meeresufer zurückgelegt, kam ich an einen Turm, der am wenigsten von der alles zerstörenden Hand des Menschen gelitten. In ihm ist die Quarantaine-Verwaltung untergebracht, an die sich jedes Schiff zu wenden hat, das aus einer Gegend kommt, in der eine epidemische Krankheit herrscht. Von hier mußte ich mich nach Süden wenden, wo ich noch zwei Turmuinen traf, klägliche Überreste eines stolzen Gebäudes. Ich hatte bereits einen Weg von über 12 Werst zurückgelegt, und war so müde geworden, daß ich mich nach einem Ruheplätzchen umsah. Eine kleine Anhöhe am Ufer des Meeres schien mir ganz geeignet, umso mehr da das Meer sehr unruhig war, und die Wogen immer wieder neue Phantasiebilder hervorzauberten. Oft schien es, als wüthle der Südwind, der über dem Meere lag, es aus den untersten Tiefen, um die Fluten berghoch aufzutürmen. Ein Segelschiff hängt hoch auf der Woge, einem Wasserberge gleich, von dem es pfeilschnell in die herstehende Welle hinabstürzt. Dreimal dreht es die Flut nun an derselben Stelle freisend umher, und ein reißender Strudel schien es zu verschlingen. Wehe, wenn es auf verborgene Klippen geschleudert wird.

Während mein Auge den Bewegungen des Schiffes folgte, und mein Herz angst und bange war um die Insassen, hörte ich in meiner nächsten Nähe eine tiefe Bassstimme: Nicht wahr, das Meer bietet heute ein sehr schönes Schauspiel? Da sieht man recht deutlich, welche große Kraft die Elemente in sich bergen. Ja, sagte ich, überall zeigt uns die Natur die Allmacht Gottes, die unumschränkte Gewalt und Wirksamkeit Gottes, kraft welcher er alles zu tun vermag, sowohl das Wirkliche, als auch das Mögliche.

Sie sind sehr im Irrtum, meinte er, nachdem er sich neben mir niedergelassen hatte, denn es gibt weder einen Gott, noch eine Allmacht Gottes. Alles, was ist, hat sich so nach und nach entwickelt; die Erde aus nichts oder dem Chaos, und die Pflanzen und Tiere aus der Urzelle. Der Glaube an Gott ist ein überwundener Standpunkt, auf dem nächstens noch alte Weiber stehen, wissenschaftlich läßt er sich nicht halten. Sie können unmöglich davon überzeugt sein, müssen jedoch darnach handeln, weil Sie dem Altare dienen, der mit dem Glauben an Gott steht und fällt.

Ich handle mit voller Überzeugung als Diener des Altars in voller Übereinstimmung mit dem vernünftigen Denken und muß Ihnen sagen, daß Sie im Irrtume befangen sind. Wenn Sie sagen, daß die Erde sich aus dem Nichts entwickelt habe, dann muß doch die Erde in dem Nichts eingewickelt gewesen sein, Sagen Sie mir nun freundlichst, wer ist es nach Ihrer Meinung gewesen, der die Erde in das Nichts eingewickelt hat; sagen Sie mir auch, bitte, was das Nichts, von dem Sie sprechen, eigentlich ist.

Wenn Sie sagen, die Erde habe sich aus dem Nichts entwickelt, dann muß das Nichts doch gewiß ein bestimmtes Etwas sein.

Wenn Sie sagen, die Erde habe sich durch sich selbst entwickelt, als noch nichts vorhanden war, dann sind Sie, bitte, es nicht übel zu nehmen, kein vernünftiger Denker; die gesunde Vernunft sagt mir, daß alles, was sich entwickeln soll, vor der Entwicklung wenigstens im Keim vorhanden sein muß.

Aus nichts kann nichts werden, das ist eine allgemein von allen vernünftigen Menschen anerkannte Tatsache.

Er. In unserer aufgeklärten Zeit ist es nicht mehr modern, an einen Gott zu glauben, den man nicht gesehen hat.

Ich. Haben Sie die Urzelle, aus welcher, wie Sie sagen, alles Leben auf der Erde entstanden sein soll, schon gesehen? — Nicht? Nun dann ist es doch von Ihrer Seite inkonsequent, an eine Urzelle zu glauben. Sagen Sie, bitte, woher ist denn diese Urzelle entstanden?

Er. Sie ist immer vorhanden gewesen.

Ich. Wenn die Urzelle immer gewesen wäre, hätte sie auch immer so bleiben müssen, wie sie war als Urzelle; denn es kann in keinem Dinge Veränderung vorkommen, außer es wirkt eine höher stehende Macht auf dasselbe ein.

Er. Die Gelehrten haben die Urzelle ganz tief im Meere entdeckt.

Ich. Die Gelehrten entfallen in zwei Abteilungen, nämlich wirklich Gelehrte, d. h. Leute, die wirklich vernünftiges Wissen besitzen, und sogenannte Gelehrte, die wohl viel schwätzen, aber leer sind an vernünftigem Wissen.

Was nun die Behauptung anbelangt, nach welcher die Gelehrten die Urzelle in dem Urschleim in der Tiefe des Meeres gefunden haben sollen, muß ich Ihnen sagen, daß eben diese Gelehrten zu der zweiten Klasse gehören; denn es ist durch die Tatsache erwiesen, daß der Meeresschlamm, den die sogenannten Forscher aus der tiefsten Tiefe des Meeres geholt haben, nichts weiter enthielt als Gypserde und Fischschleim von verfaulten Fischen und Molusken.

Die Sonne war bereits unter dem Horizont. Ich erhob mich deshalb, um nach Hause zu gehen. Ich reichte ihm die Hand zum Abschied, die er freudig ergriff, während er mich bat, ihm zu gestatten, bei mir vorzusprechen zu dürfen, um sich noch genauere Unterweisungen zu holen: denn er sehe ein, daß sein Glaube, den er im Verlaufe vieler Jahre aus den Zeitungen geschöpft, ein Aunding sei. Wir schieden als Freunde.

Der Klemensleser ist wahrscheinlich unzufrieden, weil ich versprochen hatte, ihn durch die Festungsrüinen zu führen, statt dessen aber Polemik treibe.

Ein bißchen Verstand,

Ein bißchen Geduld,

Nur keinen Tumult —

So geht's von der Hand.

Ich will versuchen, einen allgemeinen Blick über alles zu werfen, was ich bezüglich der Ruinen gesehen, gelesen und gehört habe, und hoffe, mein Versprechen dadurch rechtfertigen zu können.

Der tiefe Graben, der bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts Theodosia umgab, schien den Genuesen nicht Schutz genug zu sein. Sie bauten deshalb eine starke Wand aus dicken Balken, die sie mit Zement befestigten, um die ganze Stadt. Im Jahre 1351 begannen sie an ihrer Stelle eine steinerne Mauer aufzuführen mit hohen Türmen und einigen Toren, die mit gutem Verschlusse versehen waren. Den Graben erweiterten sie und legten ihn von beiden Seiten mit Steinen aus. Wie ich schon oben erwähnt, sind einige Türme jetzt noch zu sehen und tragen noch die Namen derjenigen, zu deren Ehre sie errichtet wurden: so der Turm des hl. Klemens (gebaut im Jahre 1348) und der Turm des hl. Konstantin. Im Jahre 1386 war bereits die ganze Stadt mit hohen starken Mauern umgeben. Die Stadt wurde in drei Teile geteilt: Die eigentliche Stadt (burgus), die Vorstädte (antiburgi) und die Festung (castrum). Unter der Festung verstand man den höher gelegenen Teil der Stadt, der außer der Stadtmauer noch eine eigene mit 12 Türmen und 4 Toren hatte, wovon bis auf den heutigen Tag ein Teil mit dem Turme des hl. Klemens und anderen erhalten ist.

Die Stadtmauer umzog fast den ganzen Raum, den heute die Stadt Theodosia einnimmt. Sie hatte, wie wir soeben erwähnten, viele Türme, aber nur 5 Tore. Sie zog sich am Meeresufer hin von der heutigen Quarantaine bis zum Turme des hl. Konstantin, neben dem jetzigen Stadthaus. Von da wendete sie sich nach Süden und stieg neben einem tiefen Graben den Mitridat hinauf zum Museum der Altertümer. Weiterhin zog sie sich südöstlich hin zum Turme des hl. Klemens in der

Citabelle und erreichte das Meer bei der Quarantaine. Der Haupteingang zur Stadt von der Landseite war ein breites Tor unter einem hohen gezahnten Turme mit Schießscharten. Über den tiefen Graben vor demselben führte eine steinerne Brücke, die noch sehr gut erhalten ist. Über diese Brücke und durch dieses Tor, das wie ein prachtvolles Triumphtor aussieht, zog am 15. August 1771 unter der Führung des durchlauchtigsten Fürsten Wafili Michailowitsch Dolgoruki das russische Siegesheer in Kaffa ein unter dem Gesange:

Днесь врата отверсты Крымски
Намъ, противниковъ ужъ нѣтъ.
Храбры воины Россійски!
Вашей славы полонъ свѣтъ

Durch dieses Tor hielt auch ihren glänzenden Einzug in die Stadt die Kaiserin Katharina II., begleitet von Joseph II., dem Kaiser von Osterreich, unter dem Namen eines Grafen Falkenstein, am 27. Mai 1787.

In dem Museum für Altertümer sehen wir u. a. eine dicke Marmorplatte $2\frac{1}{2}$ Arschin lang und $1\frac{1}{4}$ Arschin breit, mit 5 Wappen und einer Aufschrift. Die Aufschrift ist sehr schwer zu entziffern, und wird deshalb von den Archeologen in von einander abweichender Lesung gegeben. Ich gebe hier die Lesung des Paleographen Remondini, weil sie mir die richtigere zu sein scheint:

Annis mille dei trecentis otto quadrensiense Maii fuit; octava luce patente Magni pontificis Clementis gratia data crucis in augmentum hec turris edificata innicium sumpsit. Fundata prestite. Ihesu e(est)malis in stragen. cunctis laudenque superni presulem ermirium tu(n)c consulem e(ss)e patebat nomine Mondinun. quen Xps (christus) veere regebat protegat hanc deus. cuius vocabulo tuta senper. erit laudengue. suam continua puta.

D. h. In den Jahren des Herrn 1348, am 8. Tage des Monats Mai, als Paps Klemens Gnade gespendet hatte zur Erhöhung des Kreuzes, wurde dieser Turm gebaut. Begründet unter dem Schutze Jesu, hat er seinen Anfang genommen. Er möge allem Bösen zum Verderben, dem Allerhöchsten aber zur Ehre gereichen. Damals war Konsul Ermirio, mit Namen Montini, den in Wahrheit Christus führte. Möge Gott diesen Turm schützen, unter dessen Namen er immer gefahrlos sein wird, du aber verherrliche ihn jetzt.

Professor Sargiewicz liest die Inschriften, wie folgt: Annis mille. Dei trecentesimo quadragesimo sexto Julii octava luce patente Magni pontificis gratia data crucis in augmentum hec turris hedi ficata innicium sumpsit, fundata prestite, Ihesu amovisti stragen cunctis laudengue super in presule auxisti per mirum tunc consulem qui agebat nomine mundi. Nunc quam Christus suo ere erigebat protegat. hanc Deus. cuius vocabulo tuta semper erit, laudenque suam continuo (am) puta.

D. h. Im Jahre 1346, den 8. Juli, nach der Gnadenspendung durch Klemens zur Verherrlichung des Kreuzes erhielt dieser errichtete Turm seinen Anfang, gegründet von dem Vorstand. Jesu, du hast das Elend von allen abgewendet und außerdem den Ruhm jenes Hirten gesteigert durch den außerordentlichen Konsul jener Zeit, der im Namen der Welt handelte. Christus der Herr möge ihn schützen. In dem er seinen Namen trägt, wird er immer gefahrlos sein, und seinen Ruhm halte für ewig.

Ich habe deshalb die Lesung des Professors Sargiewicz hierher gesetzt, damit der Leser, wenn er sie mit derjenigen des Herrn Remondini vergleicht, sehen kann, welche Schwierigkeit die Entzifferung der Inschrift für einen gewöhnlichen Sterblichen bietet, wenn selbst Fachgelehrte so sehr von einander abweichen.

Zum genaueren Verständnisse dieser Inschrift wollen wir die Geschichte der Stadt etwas zur Hand nehmen. Sie erzählt uns, daß die Genuesen, die vor 90 Jahren demütig baten, man möge ihnen Kaffa, ein Gut bei Theodosia, zur Ansiedlung überlassen, allmählich übermütig wurden und die Tataren mit großer Verachtung behandelten. Als bei einem Streite ein Genuese einen Tataren erschlug, befahl der Chan Dschani-Bef, daß sie unver-

züglich die Krim verlassen sollen. Da sie ihm trotzen, zog er im Jahre 1323 mit einem großen Heere vor die Festung, in die sich die Genuesen zurückgezogen hatten, und belagerte sie. Die Tataren stürzten sich zwar mit starken Geschützen auf die Festung, konnten ihr aber keinen Schaden beibringen, während die Genuesen aus der Festung sichern Tod auf die Belagerten warfen. Paps Klemens VI., der von der bedrängten Lage der Genuesen hörte, forderte alle Genuesen, wo sie auch wohnen mögen, auf, ihren bedrängten Brüdern in Kaffa mit Militär, Geld und andern Mitteln zu helfen, und spornte dadurch zur Eile an, daß er ihnen dieselben Gnaden versprach, wie den Kreuzrittern des hl. Landes. Unterdessen warfen sich die Genuesen der Festung auf die Tataren und vernichteten ihre Geschütze, töteten über 5000 und zwangen sie, sich zurückzuziehen und Frieden zu schließen. Paps Klemens lobte ihre Tapferkeit, und verhalf ihnen durch weisen Rat zu reichen Mitteln. Aus Dankbarkeit wurde ein Turm der Festung ihm zu Ehre Klemenssturm genannt, welchen Namen er bis auf den heutigen Tag beibehielt.

Das erste Mal ging ich ins Museum um 3 Uhr nachmittags. Bis ich mich unter der großen Menge Altertümer etwas zurechtfinden konnte, waren drei volle Stunden verfloßen. Es blieben mir somit nur noch 2 Stunden, die ich der Marmorplatte des hl. Klemens widmete, leider mit wenig Erfolg. Als die Uhr 8 schlug, mußte ich meine Arbeit aufgeben, denn von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens ist das Museum geschlossen.

Wenn der freundliche Klemensleser mich nochmal dahin begleiten will, werde ich ihm behilflich sein, noch einige in harten Steinen eingegrabene Inschriften zu lesen.

Eine Marmortafel, lang und breit eine Arschin, trägt außer drei Figuren, von denen man nur noch die untere Hälfte sieht, folgende Inschrift:

Hoc opus fuit(fac)um tempore
nobilis Domini Gotifredi de Zoalio, Consulis
Januensis in(Caf)sa, anno Domini 1351, die
primo mens(is Jan)uarii.

D. h. Dieses Gebäude wurde errichtet zur Zeit der Verwaltung des edlen Herrn Gotifredo di Zoali, des genuesischen Konsuls in Kaffa, im Jahre des Herrn 1351, am ersten Tage des Januar Monats.

Eine andere Inschrift sagt uns:
Babtista de Franchis ho(n)
orabilis consul Caffa et no
bilis et egregii Domini Antonius
Spinula et Andreas Pavan(us)
Provisores et Masarii hoc
opus construi fecerunt
1412, die prima Marcii.

D. h. Babtista de Franchi, der ehrwürdige Konsul von Kaffa und die edlen und ausgezeichneten Herren Antonius Spinula und Andreas Pavanus, Beamte des Fürsorge-Komitees der Stadt und Hauptkassenverwalter haben dieses Gebäude aufgerichtet im Jahre 1412, am 1. März.

Diese Marmorplatten waren früher den entsprechenden Türmen eingefügt.

Eine weitere Platte erzählt uns etwas über die Brücke beim Turm des hl. Konstantin am Meere.

(Hunc pon)tem et murum a p
roxima turri ad mare us (que ad occi)
dentem Gaspar iudex (sumptu prop)
rio ornari fabricar (ique fecit)
tempore consulatus Magnifici Domini Calocci
de Guizulfis. 1467, die prima Septembris.

D. h. Diese Brücke und die Mauer von dem nächsten Turm (des hl. Konstantin) beim Meere, nach Süden, ließ der Richter Gaspar aus eigenen Mitteln verschönern und aufbauen unter dem Konsulate des hochverehrten Herrn Calocero de Guizulfi, 1467, am 1. September.

Obwohl der Tag seine volle Laufbahn durchschnitten hatte, als ich das Museum verließ, zog es mich doch hinaus in Gottes schöne Natur, denn das Firmament war wolkenfrei, und der Mond glänzte in seiner vollen Größe. Ich war so recht aufgelegt, meine Forschungen noch weiter zu verfolgen.

Auf dem Mitridat, unweit hinter dem Museum, ist ein Stück genuesischer Stadtgraben zu sehen. Ich lenkte meine Schritte dahin, um etwas auszuruhen, und dann den Graben in östlicher Richtung zu verfolgen. Eine kleine tatarische Gesellschaft von Männern und Frauen hatte sich da um eine Kohlenpfanne gelagert, über der eine alte Matrone Schaschlyk bereitete. Mein Gruß „Marchaba Efendimiz“ wurde freundlich erwidert. Auf meine Frage, ob der Graben sich weit hinausziehe, und ob ich ihm ohne Hindernisse folgen könne, erwiderte die alte Schaschlykwärterin: Weit hinaus wirst du den Graben immer wieder finden, wenn du aber deine Schritte nach Sonnenaufgang richten wirst, wirst du eine Stelle treffen, die breiter und tiefer ist, als der Graben hier, und die die Form eines Kessels hat. Gehe nicht dorthin, denn dort ist es nicht sauber. Nach vielem Bitten um näheren Aufschluß erhob sie sich, trat vor mich hin und erzählte unter großem Ernste ungefähr folgendes: Als die Genuesen Kaffa eroberten, weilten 40 Heiligen, die dreimal in Mekka gewesen, in der großen Moschee, und flehten Allah um seinen Schutz an. Sie wurden von den Genuesen daselbst ermordet. Ihre Leichen trugen fromme Gläubige in jenen Graben, und bedeckten sie mit Erde. Jede Nacht hört man sie dort weinen und weheklagen, und sie werden erst dann beruhigt sein, wenn die Heiligtümer Kaffas wieder im Besitze der Gläubigen sein werden. Wer sich jenem Orte nähert, wenn die feuchte Nacht die Mitte ihrer Bahn wendet, da ziehen sie hinunter, und wie wieder wird er das Tageslicht sehen. Gehe also nicht dahin, damit dich kein Unglück treffe. Auf meine Frage, ob sie denn irgendwelche Hoffnung habe, daß Theodosia wieder in den Besitz der Tataren kommen könne, sprach sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebietet: Allah ist groß! Allah ist barmherzig! Und Mohammed ist sein Prophet! Als ich ihr erklärte, daß ich an Gespenstertreiben nicht glaube, setzte sie sich wieder an ihre Bratpfanne und verlor kein Wort mehr. Ein alter Graubart war mit mir einverstanden und meinte, daß dort wahrscheinlich mal ein Betrunkener in den Graben gerutscht sei, den er dann erst wieder verlassen konnte, als er sein Käufchen ausgeschlafen hatte. Betrunkene machen gewöhnlich viel Lärm. Oft, sagte er, ging ich an jener Stelle vorüber, aber nie habe ich etwas derartiges gesehen oder gehört. „Gedscheniz Hajr olsun!“ Gute Nacht! erscholl es aus aller Munde, als ich mich anschickte, weiter zu gehen. Ich folgte nun dem Graben in östlicher Richtung, bis ich an eine Stelle kam, an der die Zeit jede Spur verwischt hatte. Da die Turmuhr bereits 10 geschlagen, eilte ich nach Hause mit dem festen Entschlusse jedoch, die Geißergrube ein anderes Mal zu besuchen, und zwar gerade dann, wann die feuchte Nacht den Gipfel ihrer Laufbahn erreicht.

Peregrinus.

Die Kapitulationsbedingungen.

Den vollen Wortlaut der Bedingungen für die Kapitulation Port-Arthurs, die wir in der vorigen Nummer wegen Mangel an Raum nur kurz berührten, gibt ein Drahtbericht Rogis folgendermaßen an:

1. Alle russischen Soldaten, Seeleute, Freiwilligen und ebenso die Regierungsbeamten, die zur Garnison und dem Hafen Port-Arthurs gehören, werden gefangen genommen.

2. Alle Forts, Batterien, Kriegsschiffe, andere Schiffe, Boote, Munition, Pferde, alles Material, alle Regierungsgebäude und alle der Regierung gehörigen Gegenstände sollen der japanischen Armee im gegenwärtigen Zustande übergeben werden.

3. Zu den vorstehenden beiden Bedingungen und als Sicherheit für die Einhaltung derselben sollen die Besatzungen der Forts und Batterien von Tsuschuan, Schas-Anzuschuan und Ta-Anzuschuan sowie die auf der Hügelkette südöstlich davon am Mittag 21. Dezember zurückgezogen und der japanischen Armee ausgeliefert werden.

4. Sollte vermutet werden, daß russische Militär- oder Marinemannschaften im Artikel zwei aufgeführte Gegenstände zerstört oder ihren Zustand, wie er zurzeit der Unterzeichnung des Vertrages war, irgendwie geändert haben, so sollen die Verhandlungen als nicht geschehen betrachtet werden, und der japanischen Armee wird freie Hand gelassen.

5. Die russischen Militär- und Marinebehörden sollen eine

Tafel vorbereiten und der japanischen Armee übergeben, die die Befestigungen Port-Arthurs und ihre Lage wiedergibt, ebenso Karten, die die Lage von Land- und Seeminen und alle gefährlichen Gegenstände anzeigen, ferner eine Tabelle, welche die Zusammenfassung und Einteilung des Armees- und Marinendienstes in Port-Arthur angibt mit Namen und Charge und den Obliegenheiten der Offiziere, eine Liste der Armee, Dampfer, Kriegsschiffe und anderen Schiffe mit der Zahl der Mannschaften, und schließlich eine Liste der Zivilisten, die deren Zahl, Geschlecht, Klasse und Beschäftigung angibt.

6. Die Waffen, einschließlich derjenigen, die Personen bei sich tragen, Munition, Kriegsmaterial, Regierungsgebäude, der Regierung gehörende Gegenstände, Pferde, Kriegsschiffe und andere Schiffe mit ihrem Inhalte, ausschließlich Privateigentum, sollen an ihrem Platze gelassen werden. Kommissare der russischen und japanischen Heere sollen über die Art und Weise ihrer Auslieferung entscheiden.

7. In Anbetracht des tapferen Widerstandes, den die russische Armee geleistet hat, wird die japanische Armee den Offizieren der russischen Armee und Flotte, ebenso den zu ihnen gehörenden Beamten gestatten, ihre Degen zu behalten und ihr privates Eigentum, soweit es zum Lebensunterhalt direkt erforderlich ist, mit sich zu nehmen. Die zuvor aufgeführten Offiziere, Beamten und Freiwillige, die sich schriftlich auf ihr Ehrenwort verpflichten, bis zur Beendigung des Krieges nicht die Waffen zu ergreifen und keine gegen die japanischen Interessen verstößende Handlung zu begehen, werden die Erlaubnis erhalten, in ihre Heimat zurückzukehren. (Mit bezug hierauf hat der General Stöbel in einem Telegramm an den russischen Kaiser um die Erlaubnis gebeten, daß die Offiziere Port-Arthurs den Japanern ihr Ehrenwort geben dürfen, an dem Kriege nicht mehr teilzunehmen.) Jedem Offizier des Heeres und der Marine wird gestattet werden, einen Diener mitzunehmen; dieser soll gegen Unterzeichnung einer ehrenwörtlichen Verpflichtung besonders freigelassen werden.

8. Die Unteroffiziere und Gemeinen des Heeres und der Flotte, ebenso die Freiwilligen dürfen Uniform tragen und sollen mit ihren tragbaren Zelten und ihrem persönlichen Eigentum an einem vom japanischen Heere anzuweisenden Platze sich versammeln. Die japanische Kommission wird die erforderlichen Einzelheiten später angeben.

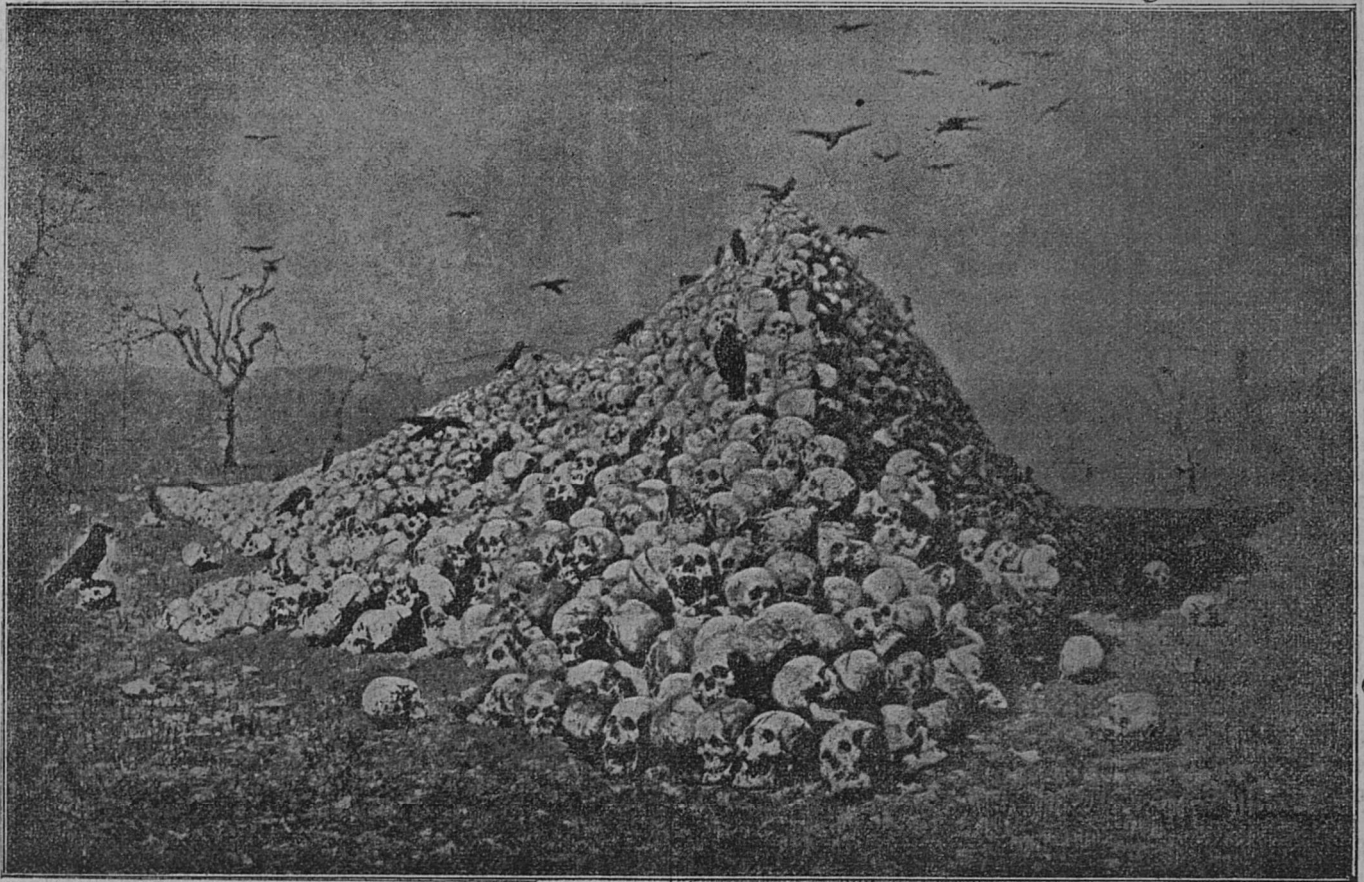
9. Die Sanitätskorps und Zahlmeister, die zur russischen Armee und Flotte gehören, werden von den Japanern zurückgehalten werden, so lange ihre Dienste als notwendig angesehen werden, zum Zwecke der Pflege der Kranken, der Verwundeten und der Gefangenen. Während dieser Zeit sollen diese Korps unter der Leitung des japanischen Sanitätskorps und japanischer Zahlmeister Dienst tun.

10. Die Bestimmungen über die Behandlung der Bücher und Dokumente der Stadt und Finanzverwaltung und ebenso sollen die zur Durchführung der Bestimmungen des Vertrages erforderlichen Urkunden in einem Ergänzungsvertrage niedergelegt werden, der dieselbe Geltung haben soll wie dieser Vertrag.

11. Je eine Abschrift des Abkommens soll von der japanischen und russischen Armee vorbereitet werden und sofort mit der Unterzeichnung Wirksamkeit erlangen.

England und der Fall von Port-Arthur.

Die Nachricht von dem Fall Port-Arthurs ist in London viel ruhiger aufgenommen worden, als wohl mancher erwartet hatte und als sie vielleicht aufgefaßt worden wäre, wenn sie sechs Monate früher hier eingetroffen wäre. So war man aber infolge der Nachrichten der letzten Tage zu sehr darauf gefaßt, daß das Ende nicht mehr fern sein konnte, und dann hat sich doch die ganze Auffassung des Krieges während der letzten Zeit hier sehr geändert. Auf der einen Seite ist die Sympathie für die Japaner bedeutend geringer geworden, und andererseits hat man gelernt, die russischen Verteidiger der lange belagerten Festung zu achten und zu bewundern. Es kam jedoch weniger die Freude über den Erfolg der Verbündeten zum Ausdruck als die Anerkennung der außerordentlichen Tapferkeit der Verteidiger und des bewundernswerten Geschickes und der Ausdauer des Führers der kleinen Schar, des Generals Stöbel. Diese Auffassung kommt auch in allen den langen



Vergötterung des Krieges. Ein Gemälde von W. W. Wereschtschagin.

Darstellungen und Leitartikeln zum Ausdruck. Es will wahrlich viel sagen, wenn eine Zeitung, wie die Times, von einem russischen General meint, kein Lob könne zu hoch für ihn sein, er habe den russischen Heldennut in seiner ganzen Glorie gezeigt, und seine Leute müßten die besten Soldaten genannt werden, die Europa hervorbringen imstande sei. In ähnlicher Weise äußern sich auch alle die anderen Zeitungen, und Lord Roberts dürfte der englischen Nation ganz aus dem Herzen gesprochen haben, wenn er auf die Bitte des Daily Chronicle um eine Meinungsäußerung telegraphierte: „Es war eine großartige Verteidigung. Welch ein herrlicher Held muß er sein! Wie muß die ganze Welt ihn bewundern!“ Auch Feldmarschall Wolseley erwiderte, man könne nur die wunderbare Verteidigung durch General Stözel und den außerordentlichen Mut der Russen bewundern, und General Baden-Powell endlich, der Verteidiger von Mafeking drahtete, die Kapitulation sei eine ehrenvolle, nach einer glänzenden Verteidigung. Die Bedeutung des Falles von Port-Arthur für den weiteren Gang des Krieges wird hier jedenfalls nicht überschätzt, wenigstens tritt in der Presse nirgends das Bestreben hervor, dem Ereignis eine übertrieben große Bedeutung oder gar einen entscheidenden Einfluß auf das Ende des Krieges zuzumessen.

Vom Kriegsjahuplaß.

Über die letzten Tage der Festung Port-Arthur liegen jetzt Nachrichten in Menge vor. Die nach Tschifu entkommenen Russen haben viel zu erzählen, und da sie jetzt von dem Zwange des Schweigens befreit sind, erfährt man vieles, was früher zu erfahren unmöglich war. Eine große Zahl der großen Geschütze war noch vollständig gebrauchsfähig, aber man hatte keine Granaten mehr für sie, und in Port-Arthur konnte man die großen Granaten nicht anfertigen. Der ursprüngliche Plan eines allmählichen Rückzuges auf die Forts an der See wurde infolgedessen als nutzlos aufgegeben, und die Belagerung endete so tatsächlich aus Mangel an Munition einige Monate früher, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Einem allgemeinen Angriffe würde die Besatzung

wegen ihrer numerischen Schwäche und des Mangels an Munition nicht gewachsen gewesen sein, und deshalb war ein Gemetzel mit Sicherheit vorzusagen. Die russische Artillerie konnte das Feuer der feindlichen Artillerie absolut nicht erwidern. Die Japaner richteten ihre seitens ein konzentriertes Feuer auf jedes Fort, das sie stürmen wollten und warfen oft bis 60 Granaten in einer Sekunde in das wehrlose Fort. Die japanische Artillerie hat in der Tat in der letzten Zeit vollständig freie Hand. Die russischen Batterien konnten ihr nichts mehr anhaben. Der Mangel an Munition führte zu den barbarischen Kampfarten der Vorzeit zurück. Während der letzten Woche wurde der Kampf meist mit dem Bajonett durchgeführt, und die Konflikte wurden zu bedauerlichen Abschlachtungen, so daß die Gräben und Wälle ausfahlen, wie Schlachthäuser. Bei solchem Handgemenge packten und zerrten sich die Leute wie wilde Bestien. Sie bißen, kratzten und drückten sich gegenseitig die Augen aus.

Der erste schwere Schlag, der die Festung traf, war der Verlust des Erlungforts, dem der Verlust zweier weiteren Forts auf dem Fuße folgte. Dadurch wurde den Japanern die Schwäche der Russen klar, und sie erkannten, daß sie lediglich starke Sturmkolonnen anzuhäufen brauchten, um den schwachen Widerstand der Garnison über den Haufen zu werfen. Der russische Bote, der Depeschen für den Kaiser nach Tschifu brachte, sagte über den Wert der Forts: „Unsere Forts waren gut. Bessere gibt es nicht. Dasselbe gilt von unseren Geschützen. Es fehlte uns aber an Mannschaften und Munition. Die Japaner waren in der Tat niemals imstande, die Befestigungen des eigentlichen Port-Arthurs zu stürmen. Diese waren, davon sind wir immer noch überzeugt, uneinnehmbar für sie. Wir hatten aber unseren Bedarf an Mannschaften und Munition nicht genügend überlegt, um so gewaltige Werke halten zu können. Wir hatten genügend Lebensmittel gewisser Art, aber in der letzten Zeit kein frisches Fleisch, außer sehr mangelhaftem Pferdefleisch.“ Von dem Mangel an Lebensmitteln kann man sich schon danach eine Vorstellung machen, daß ein Ei 1 Rbl. 60 K. kostete.

Den jammervollen Zustand in den Hospitälern von Port-

Arthur schildert ein Offizier, wie die „Edz. Btg.“ ausführt, mit folgenden Worten:

„Keine Worte können den scheußlichen Zustand der Hospitäler richtig schildern. Die Hospitäler waren schlimmer als die Schlachtfelder. Sie waren vollgestopft mit von Granaten verstümmelten Körpern und Menschen in Todeskampf mit furchtbaren Krankheiten. Ein fürchterlicher Gestank von menschlichem Blut und Wunden vergiftete die Luft der Hospitalsäle. Selbst die Barmherzigen Schwestern, die an solche Anblicke eher gewöhnt sind, wurden ohnmächtig vor Ekel. So betäubend war die verfaulende Luft, daß die russischen Damen, welche die Kranken pflegten, in den Nasenlöchern Baumwollpfropfen tragen mußten, die mit Eau de Cologne getränkt waren, sonst hätten sie nicht stehen können. Im Granatenfeuer entgingen nur wenige Hospitäler schweren Beschädigungen. Viele Kranke wurden in ihren Betten zu Krüppeln geschossen, tagelang drang ohrenbetäubend das Krachen der japanischen Geschütze in die Hospitäler. Angstvoll lauschten die zitternden Sterbenden dem Einschlagen der Granaten, der schwersten Geschosse, die wir je gesehen. Ärzte und Schwestern wurden bei der Arbeit dahingerafft. Wo diese Granaten einschlugen, rissen sie große Löcher und zermalnten alles in weitem Umkreise. Als Krankenkost diente verdorbenes Pferdefleisch, und viele Leute erhielten davon zu allem übrigen ekelhafte Geschwüre im Munde. Tag und Nacht waren die Krankenschwestern in diesen Schlachthäusern auf den Beinen. Manche wurden infolge Mangel an Nahrung ohnmächtig, und in den Betten wanden und krümmten sich die Kranken, welche glaubten, daß man sie vernachlässige, und welche fluchten, weil ihnen die Schwestern herzlos erschienen. Diese waren allerdings an diesen Anblick schon so gewöhnt, daß selbst sie schließlich abgestumpft werden mußten.“

Mein Vater war Offizier in Sewastopol, aber nie sah er dort, was ich in Port-Arthur gesehen. Das Zammern der Verwundeten, das Nöcheln der Sterbenden, die Flüche und das Heulen von Männern, die ohne Narkose operiert wurden, alles machte zusammen die wahre Hölle aus dem Ort. Allenthalben sah man abgetrennte Gliedmaßen und Blutlachen. Es war die wahrste Erlösung, aus diesen höllenmäßigen Greueln und dem Gestank ins Freie zu entrinnen, wenn auch die Geschosse die Straßen aufrißen. Medikamente waren rar, und die Zahl der Ärzte reichte nicht einmal für die rechtzeitige Vornahme der dringlichsten Operationen aus.“

Wie der Standard meldet, herrschen in Port-Arthur Typhus und andere ansteckende Krankheiten. Der ganze Ort und die Einwohner mußten vor dem Einmarsch der Japaner desinfiziert werden.

General Nogi hat, wie man jetzt erfährt, seit Monaten chinesische Arbeiter anwerben lassen, die sofort mit der Reparatur der Befestigungswerke von Port-Arthur beginnen sollen, wenn die Russen die Festung verlassen haben. Gewaltige Zement- und Bauholzlager sind zu diesem Zweck am Salu eingerichtet worden, und in Japan liegen Stahlplatten und andere zum Festungsbau notwendige Materialien zur Verschiffung bereit. Die Japaner wollen Port-Arthur stärker machen, als es jemals war, und sie glauben, dies umso leichter tun zu können, als sie durch die Belagerung alle Mängel in der Verteidigung kennen lernten. Trotzdem sie der Ansicht sind, daß geraume Zeit verstreichen wird, ehe Rußland in der Lage sein dürfte, die Stadt wieder zu belagern, werden in der Stadt, wie der Reutersche Korrespondent in Tschifu erfährt, Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Lazarettbedürfnissen in solcher Menge aufgehäuft werden, daß die neue Garnison eine Belagerung auf Jahre hinaus auszuhalten im Stande sein würde. Die Japaner erklären, während der Belagerung der Festung viel gelernt zu haben.

Preßstimmen.

„Vor paar Tagen,“ rufen die „Birshew. Bedom.“ aus, „haben wir erfahren, was General Stöbel im Jahre 1902 einem Publizisten gesagt hat: „Alles Geld wird zum Bau des unnützen Dolni, dieses gefährlichen Spielzeugs, der künftigen Basis des Feindes, verwandt. Zum Bau des notwendigen Docks in Port Arthur aber gibt man kein Geld!“ . . . Das haben wir am Ende des elften Kriegsmonats erfahren. Warum nicht damals? Warum nicht im Jahre 1902, wo sich das Unglück noch abwenden ließ?

aus einem einfachen Grunde: damals lastete die ertötende Hand der Regierungsform v. Plehwe über der Presse. Uns hielt man für Kinder, vor denen man alles verborgen halten mußte. Aber Kinder schickt man nicht aus, um mit leeren Händen . . . Port Arthur zu verteidigen. Kinder werden gepflegt, verhätschelt, vor jedem Kummer behütet. Es ist ein altes Gesetz, daß die Kraft im Wissen liegt, die Beamtenwelt Rußlands aber bekennt sich zum entgegengesetzten Grundsatz: die Kraft liegt — in der Finsternis.“

„Port Arthur ist gefallen wie ein Held der Sage, und auf seinen Trümmern prangt statt der Andreas-Flagge die Devise: „Die Kraft liegt im Wissen, und das Wissen wird von einer freien Presse gegeben.“

An anderer Stelle schreibt das Blatt: „In die japanische Gefangenschaft sind Zehntausende russischer Krieger abgegangen, welche noch die Kampffähigkeit bewahrt hatten, die bereit waren zu sterben oder zu siegen, die aber kapitulierten, und zwar nicht vor dem tapferen Feinde, sondern vor den „unabhängigen Umständen“. Von ihnen möge unser nationales Leben der Durst nach Reformen befreien, welcher ganz Rußland in allen seinen Schichten ergriffen hat.“

Der „Swet“ fährt in diesem Tone fort und sagt: „Sie (die Männer von Port Arthur) sind Helden und haben ihre Pflicht getan. Warum aber haben es die übrigen nicht getan, aus Unfähigkeit, aus Feigheit oder Mangel an Eifer? Entschuldigungen für unfähige Leute finden sich tausend. Möge Gott sie richten und ihr eigenes Gewissen!“

Der Fall Port-Arthurs ist für Rußland ein schwerer Schlag, aber wir werden ihn ertragen. Möge uns Gott der Herr nur von den Leuten befreien, die vom Frieden reden.“

Über die gegenwärtige Lage des Bauernstandes hat sich der Ackerbauminister N. S. Fjermolow, der „Rußj“ zufolge, einem ihrer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen geäußert:

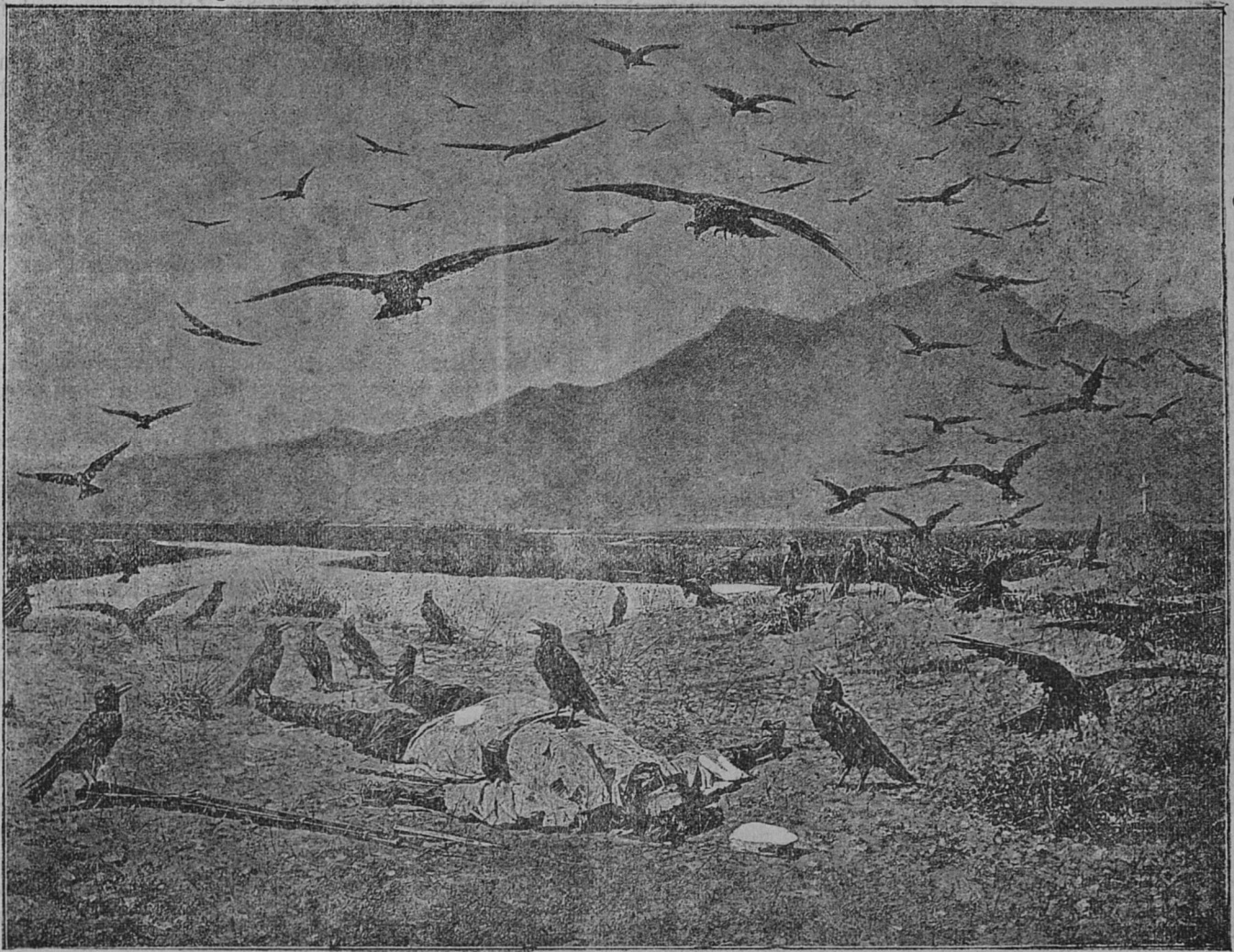
Ich bin von der Notwendigkeit der Durchführung gewisser Reformen in unsere Staatsorganisation fest überzeugt. Hierbei müssen wir mit zwei Faktoren rechnen — mit der wirklichen Notwendigkeit und mit der Möglichkeit. Für eine der notwendigsten Reformen halte ich die Bauernreform, da das Hauptbevölkerungskontingent Rußlands aus Bauern besteht und es die erste Bedingung zur Entwicklung des Fortschrittes des Landes bildet. Die erste Aufgabe der Reform wird daher darin bestehen, die Bauern zu vollberechtigten Untertanen zu machen. Die Durchführung dieser Gleichberechtigung ist unbedingt für alle Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität notwendig. Die Gleichberechtigung der Bauern ist jedoch eine äußerst komplizierte und nicht leicht durchzuführende Frage, die mit einzelnen Eigenheiten der bäuerlichen Lebensart aufs engste zusammenhängt. Die Durchführung der Gleichberechtigung der Bauern mit den übrigen Ständen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Reform, die zur Hebung der ganzen Landwirtschaft und folglich auch zum allgemeinen Staatswohl dienen wird.

Zur Arbeit des Ministerkomitees schreibt der „Pet. Hrd.“: In der letzten Sitzung des Ministerkomitees sprach sich die Mehrzahl der anwesenden Glieder für den Schutz der vollen Kraft des Gesetzes aus, damit alle Personen und Behörden unentwegt an den veröffentlichten Gesetzen festhalten und keinerlei Ausnahmestimmungen, welche nicht die Sanktion des Reichsrates erhalten haben, Geltung oder Anwendung finden dürfen.

Die Arbeiten der einzelnen Kommissionen werden auf Grund des vom Ministerkomitee ausgearbeiteten Programms ausgeführt und hierauf dem Reichsrat zur Genehmigung vorgelegt.

Auf einer Privatsitzung einzelner Glieder des Ministerkomitees wurde das bekannte Projekt des Fürsten Wassiltschikow besprochen, fand aber keinen besonderen Anklang, da eine Verwirklichung der im Entwurf angedeuteten Reformen den reif gewordenen Bedürfnissen des Landes gegenwärtig schon nicht mehr genügen kann.

Der Reichsrat selbst hat sich, ganz abgesehen vom Ministerkomitee, in der Frage über eine Aufhebung des verstärkten Schutzes in zustimmendem Sinne ausgesprochen und gefunden, daß die Aufhebung des Belagerungszustandes in kürzester Zeit erfolgen kann.



Ein Vergessener. Gem. von W. W. Wereschtschagin.

K o r r e s p o n d e n z.

Moskowske, Gouv. Cherson. Am 12. Dezember v. J. kamen drei Knechte und der Nachtwächter des Gutsbesizers J. S. betrunken nach Hause. Die Magd tischte gerade das Abendbrot auf, als die vier Unholde zur Türe hereintraten. Einer von ihnen ging geradewegs auf den Tisch zu, warf alles, was sich darauf befand, herunter und verschaffte auf solche Weise seiner Schnapsflasche, die er unterdessen aus der Tasche hervorgeholt hatte, Platz. Es währte auch nicht lange, so geriet einer der Verehrer des Bacchus mit dem Kutscher in Streit. Letzterer zog sich, um den Trunkenen aus den Augen zu gehen, in den Pferdestall zurück und schloß, da er sich auch dorthin noch verfolgt sah, schnell die Türe zu. Erst als der Versuch, die Türe zu erbrechen, mißlang, versuchte einer, mit dem Messer in der Hand, durch ein Loch in den Stall zu gelangen. Schon war er halb durch das Loch hindurch gekrochen, als von innen der Ruf erscholl: „Zurück oder du wirst erstochen!“ Allein, was fragt der Betrunkene nach dem Tode? gleicht er doch dem wilden Tiere, das, je mehr gereizt, desto rasender wird. Da also der Kutscher sah, daß seine Drohung nichts fruchtete, ergriff er eine sich im Stalle befindende eiserne Gabel und stieß sie dem Verfolger so heftig ins Gesicht, daß er bewußtlos niedersank und erst nach längerer Zeit wieder zur Besinnung kam.

Dies ist ein Fall, an dem sich so mancher Trinkbruder spie-
geln könnte.

Nikomedes.

Aus Welt und Kirche.

Saratow. Am 30. Dezember v. J. fand in der kath. Kirchenschule, wie üblich, die Christbaumsfeier statt. Der Christbaum war überaus schön geschmückt und ragte hoch bis an die Decke. Zu

dieser Feier fanden sich die hochw. Herren G. Baier, Manf. D. Böhm und der Seminarprofessor A. Fleck, sowie ein großes Publikum aus der Stadt ein. Selbst Seine Excellenz der hochw. Herr Bischof J. Kessler geruhte, dieser Feier beizuwohnen, die mit dem allbekanntesten Liede: „O Tannenbaum, o Tannenbaum!“ begann. Darauf wurden von Schülern und Schülerinnen Gedichte in deutscher und polnischer Sprache gesprochen. Auch „Stille Nacht“, sowie polnische Lieder wurden gesungen. Alsdann erhob sich der hochw. Herr Bischof und hielt eine Ansprache in deutscher und polnischer Sprache an die Kinder, worin er in schlichten, der Fassungsgabe derselben entsprechend, aber in warmen, herzlichen Worten die Bedeutung des Christbaumes zur Darstellung brachte. Darauf wurden die Weihnachtsgeschenke an die Schüler verteilt. Die Geschenke bestanden zum Teil aus Kleidern, Stiefeln, die an ärmere Schüler gelangten, zum Teil aus Zucker- und Backwerk, von dem ein jeder seinen Teil empfing. Nachdem der hochw. Herr Bischof sämtliche Geschenke verteilt hatte, verließ Hochderselbe die Schule, und Hfr. Baier wandte sich nochmals an die Kinder, anknüpfend an die Worte des hochw. Herrn Bischofs, und machte die Kinder darauf aufmerksam, sie möchten die Lernzeit recht fleißig benützen, indem er noch darauf hinwies, daß sie ihm, wie ihren Eltern die größte Freude dadurch bereiten würden, wenn sie gute Fortschritte im Lernen machten. Der Redner schloß, indem er den Kindern ein recht glückliches Neues Jahr wünschte. S.

— Die laut Allerhöchstem Befehl s. Z. festgesetzte Frist für die Bestimmungen eines verschärften Schutzes in Saratow und dem gleichnamigen Gouvernement ist am 5. Dezember abgelaufen und nicht mehr erneuert worden.

Die Choleraepidemie

im Kaukasus hat am Orte ihrer stärksten Verbreitung, dem Gou-

vernemement Erivan, bedeutend abgenommen: Vom 8.—15. Dezember erkrankten im Gouvernemente 25, starben 26 Personen, während vom 2.—8. Dezember daselbst die Zahl der Erkrankungen 324 und die der Sterbefälle 279 betrug. — In den übrigen Ortshafte des Kreises werden fortdauernd Erkrankungen hauptsächlich im Kreise Lenkoran, Gouvernemente Baku, wahrgenommen; daselbst starben vom 1.—8. Dezember 268 Personen an der Cholera. In der Stadt Baku erkrankten vom 8.—11. Dezember 5, starben 4 Personen und in Balachany 2 bezw. 1. Im Gouvernemente Tschisawetpol wurden vereinzelte Fälle beobachtet, im Kreise Sangerak kamen 3 Sterbefälle an der Cholera vor, während im Kreise Dishebrail vom 3.—9. Dezember kein Cholerafall beobachtet worden. In Tiflis sind vom 24. November bis 11. Dezember keine Choleraerkrankungen vorgekommen. — In sämtlichen übrigen Gegenden des Reichs, in denen Cholerafälle beobachtet worden, ist eine scharfe Abnahme der Erkrankungen bemerkbar. — Im Transkaspische Gebiet wurden einzelne Cholerafälle nur in Aschabad beobachtet, daselbst erkrankten vom 3.—8. Dezember 2 Personen und in Taschkent kam am 12. Dezember 1 Erkrankungsfall vor. Im Gouvernemente Samara wurde vom 8.—14. Dezember nur im Kreise Nikolajewsk 1 Cholerafall konstatiert. — Im Gouvernemente Astrachan kam vom 7.—14. Dezember nur ein Cholerafall auf dem Gute Bukatino vor.

An der Pest

erkrankten im Ural-Gebiet vom 13.—15. Dezember: in der Staniza Sorotschinskaja—5, starben 4, in der Staniza Samanchalinskaja—6, starben 3 und in der Staniza Saraitshitowskaja—28 und starben 23 Personen.

Die Erkrankungen an der sibirischen Pest im Gouvernemente Wjatka dauern fort; vom 9.—15. Dezember erkrankten im Kreise Wjatka 35 und im Kreise Slobodskoi 51 Personen.

Eine Bekanntmachung,

die die „N. D.“ mit der Bitte um Verbreitung abdrucken, geben wir nachstehend in ihrem vollen Wortlaute wieder:

Der Untersuchungsrichter für besonders wichtige Angelegenheiten beim Moskauer Bezirksgericht, Golownja, bittet ergebenst diejenigen, die Geldspenden für die beim Moskauer Lokalkomitee des „Roten Kreuzes“ bestehenden Anstalten Alexander-Asyl, Alexander-Gemeinschaft Barmherziger Schwestern, Krankenhaus auf den Namen des Fürsten Dolgorukow, Asyl für ehemalige Barmherzige Schwestern und Poliklinik entrichtet haben, mitzuteilen, wann und welche Beträge sie in dem Zeitraum von 1890 bis 1904 gespendet haben. Diese Daten sind notwendig zur erschöpfenden Untersuchung in Sachen der Mißbräuche im Moskauer Komitee des Roten Kreuzes „Christliche Hilfe“. Mitteilungen sind an die Kammer des Untersuchungsrichters für besonders wichtige Angelegenheiten, Moskau, Kreml, Bezirksgericht, zu richten. Untersuchungsrichter Golownja.

Zustand des Verwundetentransports.

Der Bevollmächtigte der Saterinoslawischen Sanitätsabteilung N. M. Koch erstattet im „Westn. Izk. Semstwa“ folgenden Bericht über den trostlosen Zustand des Verwundetentransports: Aus den Sanitätszügen werden uns die Kranken buchstäblich nackt übergeben. Sehr viele werden ohne Stiefel, Mäntel, Uniformen, ja sogar ohne Mützen abgeliefert. Solche Kranken in unserem Lazarett aufzunehmen, fiel uns nicht schwer, da wir Halbpelze und warmes Schuhwerk besaßen, doch diese Kranken zu entlassen, erschien einfach undenkbar. Um die erforderliche Kleidung für die Patienten zu beschaffen, wandten wir uns an den Tschitischen Militärchef, doch vermochte er nicht zu helfen, da die Vorräte in Tschita vollständig erschöpft seien und es auch nicht bestimmt werden könne, wann eine Ergänzung stattfinden werde.

Wiederherstellung der russischen Flotte.

Die Frage betr. die Wiederherstellung der russischen Flotte mit vaterländischen Mitteln gewinnt, wie verlautet, praktischen Boden. Auf Anregung von Privatleuten ist eine Konferenz zusammenberufen worden von Vertretern russischer privater und staatlicher Schiffswerften und Maschinenfabriken zur Beratung der Frage, ob es möglich sei, die russische Flotte mit vaterländischen

Mitteln wiederherzustellen. Die Konferenz beschloß, Erkundigungen über die Leistungsfähigkeit der Fabriken einzuziehen, und setzt dabei voraus, daß der Bau der Flotte in drei, fünf und zehn Jahren vollzogen werde. Zur Weiterführung dieser Angelegenheit ist ein Komitee aus Vertretern aller in Frage kommenden Industriezweige von ganz Rußland gewählt worden.

Schmuggel revolutionärer Schriften.

Das Berl. Tagebl. meldet aus Kattowiz: Der russische Revolutionär Nefko wollte über die österreichische Grenze bei Brody nach Rußland Massenbroschüren schmuggeln. Andere Schmuggler aber verrieten ihn. Als Gendarmen ihn festnehmen wollten, erschloß er einige Russen und entfloh.

Seligspredung.

Am 19. Dezember (1. Januar) wurde die Seligsprechung der Kapuziner Agatange und Cassian, die in Abessinien den Martyrertod erlitten, verkündet. Nachmittags begab der Papst sich nach der reich geschmückten und erleuchteten St. Peterskirche, um beiden Seligsprochenen seine Verehrung zu erweisen. Der Feierlichkeit wohnten etwa zwanzig Kardinäle und andere hohe Würdenträger sowie zahlreiche Andächtige bei. Nach der Feier begab der Papst sich in seine Gemächer zurück.

Haß gegen das Christentum in China.

Der Ostas. Lloyd vom 25. Nov. schreibt: Am 3. Oktober ist bei Talitsun, einem Dorfe im Distrikt Ninghai in der Provinz Tscheliang, ein angesehenes katholisches Chinese namens Tschutschintsching ermordet worden. Während der Unruhen in Ninghai im Jahre 1903 waren zwei katholische Christen von den Anhängern Wang-Hitungs, des Rädelshäupters der dortigen antikatholischen Partei, ermordet worden. Die Folge war, daß die anderen Chinesen dort, die sich zum römisch-katholischen Glauben bekannten, sich einer auch ihnen drohenden Ermordung durch die Flucht entzogen und erst, nachdem die aus dem Zwischenfall entstandenen Unterhandlungen endgültig geregelt waren, auf Einladung der Beamten im Mai dieses Jahres auf ihre Wohnsitze zurückkehrten. Seitdem lebten sie beständig den Reibereien und Schikanen ihrer bei weitem nicht gedemütigten Gegner unterworfen, die besonders sich Tschutschintsching als Opfer ihrer Angriffe auserkennen hatten. Tschutschintsching war als der älteste der dort wohnenden katholischen Christen mit der Kontrolle über die Mitchristen betraut und hatte außerdem den Wiederaufbau der durch die Anstößigen beschädigten Kapelle zu leiten. Den besondern Haß seiner Gegner zog er sich zu, als er, nachdem die Rebellen Feuer an die Kapelle gelegt hatten, die ihm bekannten Namen der Brandstifter den Beamten mitteilte. Als Tschutschintsching am 3. dieses Monats gegen Abend nach einem Besuche bei Nachbarn nach seinem Heimatdorfe zurückkehrte, wurde er einige Meilen von dem Dorfe Talitsun überfallen und von den mit Flinten und Schwertern bewaffneten Rebellen zu Boden gestreckt. Bis jetzt befinden sich die Mörder noch auf freiem Fuß. Alles dies trug sich, wie gesagt, nahe bei Talitsun zu, dem Wohnort des berüchtigten Wang-Hitungs, des Rädelshäupters der Unruhen der Jahre 1900 und 1903. Die Beamten versuchen anscheinend ihr Bestes, ihn zu fangen, geben sich aber alle Mühe, ihn da zu suchen, wo sie wissen, daß er nicht ist. Diese Straflosigkeit macht ihn natürlich kühn und ermöglicht es ihm sogar, unbelästigt sein Heimatdort und seine Familie zu besuchen.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. *)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann S. J.
Erstes Kapitel.

Ein Ausflug nach Sainte-Victoire.

Der Winter war am Scheiden, und das Frühjahr 1888 hielt seinen Einzug in die sonnige Provence. Schon lange war die leichte Schneedecke, die nur auf kurze Zeit die Berge und die weite Ebene um Aix verhüllt hatte, unter den

*) Verlag der Herberschen Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des hochw. Herrn Verfassers sowie der geehrten Verlagsbuchhandlung abgedruckt.



Eine zum Schweigen gebrachte Batterie. Aus der Belagerung von Port-Arthur.

lauen Lüften geschwunden, welche vom nahen Mittelmeer her wehten. Freundliches Grün kleidete nun, leider ebenfalls nur für kurze Frist, die Landschaft; denn bald sollte die Gluthize des Sommers ihre Pracht unbarmherzig in sonnenverbrannte Höhen und staubige Flächen verwandeln.

Es war der erste Sonntag in der Fastenzeit. Das freundliche Wetter lockte Scharen von Spaziergängern aus den Straßen des „welschen Nachens“ (Niz) heraus, das die alten Römer schon hundert Jahre vor Christus um die heißen Quellen gegründet hatten, welche auch dort heilkräftig dem Boden entströmen. Weg und Steg war mit fröhlichen Gruppen besät. Weit aus die meisten wanderten fröhlich plaudernd den Gärten oder Weinbergen zu, die fast jeder Bürger der Stadt besitzt, um in den kleinen Gartenhäuschen den Sonntagnachmittag zuzubringen. „Bastides“ oder „Bastidons“ nennt der Provençale diese Häuschen oder Türme, welche in den mannigfaltigsten Formen, immer schneeweiß getüncht und gewöhnlich von Reben umrankt, über Täler und Hügel hingestreut sind und das an sich etwas tote Landschaftsbild beleben. Aber auch den

Höhen der Alpinen zu, die Flüßchen und Bäche entlang, welche jetzt munter rauschend den Überschuß des letzten reichlichen Frühlingregens aus den Bergen dem Arc brachten, zogen einzeln oder gruppenweise muntere Ausflügler, und die Landstraßen nach Lambesc und Peyrolles wimmelten von Fußgängern, Reitern und leichten Fuhrwerken.

Ein ganz besonders beliebtes Ziel bildeten die Felsenhöhen von Ste-Victoire, die sich kaum zwei Stunden östlich von Niz zu 900 m erheben und einen herrlichen Fernblick über die Ebene und die niedrigeren Küstentetten bis ans tiefblaue Meer gewähren. Steilrecht steigt auf der Seite von Niz die weißgelbe Felswand empor, auf deren Scheitel ein riesiges Kreuz, das „Kreuz der Provence“, in den blauen Himmel ragt und weithin vom „Siegesberge“ herab verkündet, in welchem Zeichen der Christ zu siegen hoffe. Wer zu ihm hinaufklettern wollte, mußte sich nach Norden wenden; da senkt sich der Berg in etwas sanfteren Hängen zu Tale, während er auch auf der Südseite, zwar nicht als Felswand, aber doch schroff und abschüssig genug abfällt. Auf dieser Seite liegt gleich

vorn im Tale an den Fuß des Berges hingeschmiegt ein Dorf. Stufenförmig steigen die Steinhäuser und Gartenmauern übereinander empor, und fast burgartig erhebt sich über ihnen, an die Bergwand angelehnt, die Kirche und das alte Kloster von Ste-Victoire.

Dahin hatte von Aiz gleich nach dem Gottesdienste und dem Mittagstische eine ältere Frau mit zwei Kindern den Weg genommen. Es war eine Sechzigerin; schon stark gebleichte Haare quollen unter der weißen Spitzenhaube hervor. Dem freundlichen, von der Anstrengung etwas geröteten Gesichte sah man es an, daß ihr das Gehen doch mehr Mühe verursache, als sie wohl selber anfangs gedacht hatte. Wirklich war der Ausflug für ihr Alter fast zu weit; allein wozu verleitet nicht eine Mutter die Liebe zu ihrem Kinde und zu den Kindern ihrer Kinder!

„Charles! Julie!“ rief sie jetzt ihren beiden Enkeln zu. „Wie ihr nur springen und laufen könnt! Bedenkt doch, daß wir wohl noch eine Stunde bis zur Farm von St-Ferreol haben, und dann geht das Steigen erst an. Aber so machte ich es gerade in euern Jahren, und jetzt werdet ihr vielleicht mehr Mühe haben, mich alte Frau nach Hause zu bringen, als ich euch. Kommt, wir wollen unter diesen Olivenbäumen etwas rasten.“

„Bist du denn schon müde, Großmama?“ sagte der Knabe, das braune Kraushaar aus dem blühenden Angesichte streichend. „Ich könnte noch viel, viel weiter laufen, ohne zu rasten, bis Brignoles, bis zur Ste-Baume, bis nach Marseille, bis ans Meer! O wie gerne möchte ich einmal ans Meer und dann auf die großen Schiffe und fort, weit weit, bis zu den fernern Inseln, wo die Kokosnüsse wachsen und die Wilden wohnen, welche von den Missionären aus bösen Heiden zu braven Christen bekehrt werden, wie uns Onkel François das letzte Mal erzählt! Weißt du, Großmama, ein solcher Missionär will ich einmal werden.“

„Dann mußt du aber viel fleißiger studieren und eine bessere Note im Latein nach Hause bringen als die letzte Woche,“ sagte etwas schnippisch das Mädchen.

„Was? Zankt ihr euch schon wieder? Und ihr habt mir versprochen, so artig zu sein, wenn ich euch zu Onkel François mitnehme!“

„O Großmama, verzeih mir, ich meinte es nicht böse,“ bat Julie. „Auch du, Charles, mach keine so zornigen Augen. Komm lieber und hilf mir einen schönen Strauß für den Onkel pflücken, während Großmama ihre müden Beine etwas ruhen läßt. Sieh, wie schöne Schlüsselblumen da die Hecke entlang blühen!“

Rasch versöhnt eilte der Knabe mit dem etwas älteren Schwesterchen zu den Blumen, und bald kamen sie mit ganzen Händen voll zur Großmutter zurück, die ihnen nun helfen sollte, sie zum Strauße zu ordnen.

„Die armen Blumen werden weß sein, bevor wir Ste-Victoire erreichen,“ meinte lächelnd die Frau.

„O, Onkel François wird sie in die hübschen vergoldeten Vasen stellen, welche du ihm zu seiner ersten Messe geschenkt hast, und in dem frischen Wasser erholen sie sich wieder. Und sie werden sich prächtig ausnehmen neben dem Bilde der seligsten Jungfrau. Letzte Woche brachte Marnette Lecomte, du weißt, das Töchterchen des Gärtners in der Vorstadt, noch viel welkere Blumen in unsere Schule, und sie haben sich doch wieder erholt, als Schwester Angélique dieselben in frisches Wasser stellte. Aber sich da: ist das nicht Herr Le Noir, unser Bäcker, der da in dem schönen neuen Wägelchen ganz allein des Weges kommt?“

„Ja, es ist Herr Le Noir!“ rief der Knabe, hocherfreut, seinen Freund zu sehen, der ihm schon so manche Zuckerbrezel als Trägerlohn gegeben hatte, wenn er Ende des Monats das Geld für das erhaltene Brot brachte. Mit vor Freude blitzenden Augen schwang er seine Mütze und rief dem freundlichen Manne, dessen Brauner gemütlich des Weges dahertrottete, grüßend zu: „Herr Le Noir, Herr Le Noir, guten Tag und glückliche Fahrt!“

„Ei, das ist ja mein junger Freund Charles, wenn mich meine Ohren nicht täuschen,“ sagte der Bäckermeister und tastete nach seinem Zwickel, der ihm an einer Gummischaur über die Weste baumelte, gleichzeitig die Zügel anziehend und den wohlgenährten Braunen zum Stehen bringend. „Meine Augen sind nämlich nicht mehr so gut wie meine Ohren,“ sagte er, und dann rief er, als der Zwickel richtig auf der Nase saß: „Richtig, Charles Jardinier

Willst du mitfahren, mein Junge? Und was seh' ich! Mutter Montmoulin, seid Ihr es? Und Ihr seid zu Fuß den weiten Weg von Aiz her gegangen? Das nenne ich einmal eine rüstige Frau für Euer Alter! Weiß Gott, ich würde nicht die Hälfte des Weges zu Fuß zurücklegen und bin doch wohl ein halbes Duzend Jahre jünger als Ihr!“

„Das glaube ich wohl, Herr Le Noir,“ antwortete Frau Montmoulin. „Meine Füße haben nicht so viel zu tragen. Übrigens bin ich wirklich müder geworden, als ich dachte.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der gemütliche Mann. Das Doppelte werden meine Untertanen schon zu tragen haben. Das kommt von dem Mehlstaub und von einigen andern Sachen, die ich täglich schlucke. Und wo geht's denn hin, Frau Nachbarin, bei dem herrlichen Frühlingswetter?“

„Nach Ste-Victoire. Ich muß doch meinen lieben Sohn nach dem Winter wieder einmal besuchen. Und da wollte ich den schönen Nachmittag mit meinen beiden Enkelkindern hier zu diesem Ausfluge benutzen.“

„Das trifft sich ja herrlich! Ich nehme euch alle drei bis zum Wirtshaus „Aux quatre Bras“ (spr. o katr Bra) mit. Von dort ist es ein Sprung bis Ste-Victoire. Geschwind einsteigen, Mutter Montmoulin! Und du, Charles, hilfst deinem Schwesterchen auf den Rücksiß!“

Frau Montmoulin wollte sich anstandshalber zwar etwas füräuben, aber das half wenig; mit einem Hurra kletterte Charles hinten auf das leichte, zweirädrige Gespann, die Schwester nach sich ziehend, während die Großmutter, von dem freundlichen Herrn unterstützt, mit vielen Entschuldigungen einstieg und neben Herrn Le Noir Platz nahm.

„Reden Sie mir doch nicht von Angelegenheiten, gute Frau Montmoulin,“ sagte der Bäckermeister, das Roß antreibend. „Es ist mir eine Freude, mit einer Frau wie Ihr zu fahren. Hände, die von ehrlicher Arbeit hart geworden, schätze ich höher als Diamanten an den Fingern und seidene Kleider. Auch ich habe von Jugend auf redlich arbeiten müssen, und wenn Gott mein Schaffen reichlicher segnete als das anderer Leute, so brauche ich mir darauf nichts einzubilden. — Und so wollt Ihr heute nach Ste-Victoire hinaus zu Eurem Sohne, dem Herrn Pfarrer? Schön! Er kann stolz darauf sein, eine so brave Mutter zu haben. Aber sagt mir einmal — nicht als ob ich mich in Eure häuslichen Angelegenheiten mischen wollte —: der vortreffliche Herr Abbe hat jetzt eine recht gute Pfründe, nicht? Da könnte er doch wohl etwas mehr für Euch tun, jetzt in Euern alten Tagen! Es muß für Euch recht schwer gewesen sein, das viele Geld für seine Studien aufzubringen?“

Herr Le Noir war ein ganz braver Mann, allein sehr zartfühlend war er eben nicht. Doch Frau Montmoulin unterdrückte, von seiner guten Absicht überzeugt, jede Empfindlichkeit und sagte: „Gott und Leute haben geholfen, Herr Le Noir, und bis auf einen kleinen Rest ist der letzte Sou (spr. Su) getilgt, den ich für meinen François aufnehmen mußte. Und François hat mir jedes Opfer tausendfach vergolten, nicht durch Gold, aber durch seine Liebe.“

„Was Ihr nicht sagt, Frau Nachbarin! Ihr hättet jetzt noch einen Schuldenrest zu tilgen, den Ihr Eures Sohnes wegen auf Euch laden mußtet? Aber das sind doch gewiß schon acht bis zehn Jahre, daß Euer Herr Sohn Priester ist — und er konnte bis heute noch nicht so viel zurücklegen? Er muß ein schlechter Haushalter sein — Verzeihung, Frau Nachbarin!“

„Mein Sohn ist allerdings in gewisser Beziehung ein schlechter Haushalter,“ entgegnete Frau Montmoulin lächelnd. „Er lebt so schlicht und einfach als möglich; aber er hat eine Leidenschaft: die Armen! Jeden Bissen, den er sich vom Munde abspart, gibt er ihnen, und wenn er bei seinen Krankenbesuchen in irgend einer Hütte Not und Mangel trifft, so drängt es ihn, dem geistlichen Troste auch den leiblichen beizufügen. Und so fliegt das wenige Geld, das jetzt die Republik den Geistlichen bezahlt, immer viel zu rasch aus seinem magern Beutel.“

„Ja, ja, die alten, fetten Pfründen sind längst von der Revolution aufgehoben und eingezogen, und ich habe immer gedacht, das Geistlichwerden sei heutzutage eine schlechte Spekulation. Aber die Herren haben doch ein bequemes Leben, meine ich, und können

sich immer noch jährlich ein paarhundert zurücklegen. Freilich, wenn einer jeden Sou den Armen nachwirft, so ist das seine Schuld. Weshalb überläßt Ihr Sohn die Sorge für die Armen nicht dem Bürgermeister und der Armenpflege?"

"Ach, lieber Herr, das Almosen, das diese Herren Beamten gefühllos und nur zu oft mit harten Worten den Armen zuweisen, ist nur ein halbes Almosen und schadet manchmal mehr, als es nützt. Eine Gabe, welche mit Liebe und zartfühlender Schonung geboten wird, die ist Balsam für das Herz. Nein, nein, da gebe ich meinem Sohne recht: der Geistliche ist der eigentliche berufene Armenvater, wie er mir einmal gar ergreifend erklärt hat. In den guten alten Zeiten war das Kirchengut Armengut; von den reichen Brüdern durften die Geistlichen zwar leben, aber den Überschuss sollten sie den Armen und der Kirche zuwenden. Und so hält es mein Sohn jetzt noch, weit mehr, als er verpflichtet wäre."

"Hm, hm, nichts für ungut, Frau Montmoulin," sagte der Bäckermeister mit einem Blicke auf die reinlich, aber ärmlich gekleidete Frau an seiner Seite, "allein ich sollte meinen, es wäre doch seine erste Pflicht, Euch in Euern alten Tagen etwas kräftiger unter die Arme zu greifen."

"O, solange mir Gott die Gesundheit gibt, komme ich ganz gut aus," entgegnete erötend die Frau. Mein kleiner Laden mit Wollwaren hat gute Kundschaft, und meine Finger sind hübsch fleißig und können auch im Dunkeln stricken. Dann ist die neue Strickmaschine da, welche meine Tochter aus dem kleinen Nachlaß ihres seligen Mannes anschaffte und welche die prächtigsten Sachen und alle möglichen Wollwaren rasch herstellt. So kommen wir zwei Frauen mit den beiden Kindern, Gott sei Dank, ganz gut aus. Und damit Sie ja von meinem François keine unbillige Meinung haben, will ich Ihnen verraten, daß er mir wiederholt anbot, aus seinen kleinen Ersparnissen unsere Hausmiete zu bezahlen. Auch ist es sein innigster Wunsch, ich möchte zu ihm ziehen, um meine letzten Tage sorglos unter seinem Dache zu verleben. Vielleicht lasse ich mich dazu bewegen, da er jetzt Raum genug hat."

"Natürlich. Er wohnt ja in dem alten Kloster. Und herrlich ist es gelegen! Die Zimmer im oberen Stockwerk müssen eine prächtige Aussicht haben. Und gesunde Luft ist da oben — ganz etwas anderes als in den engen Gassen unserer Stadt! Na, da kann ich nur Glück wünschen, Frau Montmoulin! Da müßt Ihr ja wieder jung werden! Und schau, da sieht man ja das schöne Ste-Victoire schon!"

In der That wurde das alte Kloster von Ste-Victoire, welches bisher ein Ausläufer der Bergkette verdeckt hatte, bei einer Wendung der Straße jetzt sichtbar. Freundlich schauten die weißen Mauern des lang hingestreckten Baues, der sich an die Bergflanke lehnte, aus einem ganzen Wäldchen von Pflaumen- und Pfirsichbäumen hervor. Ihm zu Füßen lagen am Abhange, zwischen Gärten und Baumgruppen hingestreut, die Hütten und Häuser des Dorfes, während die altertümliche Kirche mit ihrem schlanken Dachreiter das Kloster, dessen einen Flügel sie bildete, und das ganze Kirchspiel überragte. Im Hintergrunde stieg der Berg mit meist baumlosen, jetzt aber von zartem Frühlingsgrün überhauchten Hängen dem tiefblauen Himmel zu. Es war ein freundliches Landschaftsbild, dessen einfache Zeichnung das warme Licht des Südens verklärte.

"Ste-Victoire, Ste-Victoire!" jubelte Charles, der inzwischen mit seinem Schwesterchen die Veilchen, Schlüsselblumen und Narzissen immer wieder zu neuen Sträußen geordnet hatte. "Ich glaube, ich sehe Onkel François. Sieh nur, das Fenster seiner Stube, das äußerste bei dem alten Olbaum, ist geöffnet." Damit schwenkte der Knabe grüßend seine Mütze, und auch Julie winkte mit ihrem weißen Tüchlein gegen das Kloster hin.

"Nun, daß du deinen Onkel sehen könntest, traue ich selbst deinen klaren jungen Augen nicht zu, Charles," sagte Herr Le Noir, sich zu den Kindern umwendend. "Aber mein Wägelchen könntest du vom Kloster aus wohl auf der Straße von Brignolles zurückkommen sehen. Paß also gegen sechs Uhr gut auf, und wenn du es erblickst, dann komme mit deiner Großmama und Julie ganz gemächlich zum Wirtshaus „Aux quatre Bras“, wo ich mich ein halbes Stündchen aufhalten werde. Dann könnt ihr mit mir nach Liz zurückfahren."

"O wie gut Sie sind, Herr Le Noir! Prächtig! So können

wir viel, viel länger beim Onkel bleiben, und Großmama wird gar nicht müde!" rief Charles, und Frau Montmoulin nahm nach einigem Sträuben die freundliche Einladung des Bäckermeisters an.

"Ich bin freilich das Fahren nicht mehr gewohnt," sagte sie. "Seit mein guter Georges, mein Mann selig, das Zeitliche segnete, ist es heute das erste Mal, daß ich spazieren fahre. Sonst spannte wohl Georges Sonntagnachmittag sein Wägelchen an und fuhr mit mir und den Kindern nach Kehl oder Molsheim oder Illkirch oder sonstwohin."

"Ei, das sind aber, wenn ich meinen Ohren trauen darf, keine französischen Orte, die Ihr da genannt habt, Frau Montmoulin," bemerkte erstaunt Herr Le Noir.

"Es sind Ortschaften in der Nähe von Straßburg," fuhr die Frau fort. "Ich war dort mit meinem lieben Manne wohnhaft, bis der unselige Krieg unserm Glücke ein Ende machte. Georges hatte daselbst in der Nähe des Steintores ein Geschäft mit Süßfrüchten, und als er in den fünfziger Jahren einmal hier in der Provence getrocknete Pflaumen von Brignolles einkaufte, lernten wir uns kennen, und ich folgte ihm mit dem Segen meiner Eltern als seine Frau nach dem fernem Rhein. Es ging uns recht gut, bis der schreckliche Krieg ausbrach und das deutsche Heer, ehe wir uns dessen verfahren, Straßburg umschloß. Ach, Herr Le Noir, das war eine Zeit! Bald flogen die deutschen Granaten bis mitten in die Stadt, und von einem Entsatz, auf den wir anfangs hofften, war keine Rede mehr, als die Armeen bei Metz geschlagen waren. Und gerade das Steintor hatten sich die Deutschen für den Hauptangriff ausersehen. Bevor aber das große Bombardement begann, kamen einige Herren aus der Schweiz und wirkten bei den feindlichen Anführern die Erlaubnis, schutzlose Frauen, Greise und Kinder aus der bedrohten Stadt herauszuholen. Unter Trommelschlag wurde das Anerbieten in den Straßen bekannt gemacht, und sofort befahl mir mein lieber Georges, mit den Kindern ihn und die Stadt zu verlassen. Ach, Herr, das war ein trauriger Abschied! Aus Liebe zu den Kindern tat ich endlich den Willen meines Mannes. François war damals ein Knabe von 16 Jahren und studierte am Gymnasium; Charlotte war einige Jahre jünger. Wir umarmten und küßten uns und zogen endlich mit der traurigen Schar ab — es mögen an 2000 gewesen sein —, welche von den Schweizer Herren durch das feindliche Heer nach Basel geführt wurden. Wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als der schreckliche Ranonendonner hinter uns verkündete, daß die angedrohte Beschießung begonnen habe; aufsteigende Feuer Säulen färbten den Nachthimmel in der Richtung von Straßburg blutrot. Bald kam dann auch die Nachricht von der Übergabe der Stadt nach Basel, und schon aus den Zeitungen erkannte ich einen Teil des Unheils, das uns betroffen: alle Häuser in der Nähe des Steintors liegen in Schutt und Asche, so hieß es! Ein, zwei Tage wartete ich auf Nachrichten von meinem Manne. Ich wartete eine Woche. „Er wäre gekommen, er hätte wenigstens geschrieben," sagte ich mir, "wenn er noch lebte." Die guten Leute, die mir und den Kindern Gastfreundschaft boten, wollten mich mit der Unsicherheit der Post in Kriegzeiten trösten. Aber ich ließ mich nicht länger halten und bestieg einen der ersten Züge, die wieder nach Straßburg gingen, die Kinder einstweilen der Hut unserer Gastfreunde in Basel anvertrauend. Ach, Herr Le Noir, daß Gott Sie vor einem solchen Anblick bewahre! Als ich ankam und über Brandtrümmern und Schutthaufen kletternd ungefähr die Stelle unserer Wohnung erreicht hatte, gruben sie gerade den Leichnam meines lieben Georges aus den Trümmern heraus. An seinen Kleidern und an dem Chering erkannte ich ihn. Seht, hier ist er!"

Damit zog Frau Montmoulin den stark beschädigten Ring, welchen sie an einer Schnur am Halse trug, hervor und zeigte ihn dem braven Bäckermeister, der mit großer Teilnahme der Erzählung gelauscht hatte. "Man sieht es dem Ringe an, daß er das Loß seines Herrn teilte. Wie er verbogen ist! Einstürzende Mauern müssen den Armsten zermalmt haben. — Und die Preußen haben Euch im Frieden ziehen lassen, Frau Montmoulin?" fragte Herr Le Noir. "Es müssen wahre Teufel von Menschen sein."

"O, sie waren ganz menschlich und freundlich und gaben mir selbst das bißchen Geld aus der Ladentasse, die sie ebenfalls unter dem Schutte hervorzoogen, bis auf den letzten Sou zurück, und einer der Offiziere, der dabei stand und die Leute überwachte, wollte mir

sogar ein Goldstück in die Hand drücken, als er erfuhr, ich sei die jetzt völlig zu Grunde gerichtete Witwe des Toten. Gott gab mir Stärke in jenen Tagen, sonst hätte das Unglück mich um den Verstand oder zu Georges ins Grab gebracht! Als er bestattet war, eilte ich zu meinen Kindern nach Basel und beschloß, mit denselben in meine alte Heimat, die Provence, zu ziehen. Die Gastfreunde wollten keinen Heller von mir annehmen — Gott lohne es den guten Leuten! — ja sie beschenkten mich noch, und so reiste ich mit den Kindern über Genf die Rhone hinab nach meinem lieben alten Niz, wo meine Mutter damals noch lebte. Und dann richtete ich mich in dem kleinen Häuschen ein, das wir jetzt noch bewohnen, und fing mit den paarhundert Francs, die mir Georges beim Abschiede von Straßburg auf die Reise geben konnte — es war sein ganzes damaliges Barvermögen —, den kleinen Wollwarenhandel an, der uns seither spärlich, aber ehrlich ernährte. Ich werde Sie wohl mit meiner Geschichte gelangweilt haben, lieber Herr Le Noir. Sie müssen es mir verzeihen; wenn eine alte Frau aus Reden kommt, gibt es eben nicht gleich ein Ende.“

„Verzeihen!“ rief dieser. „Von Herzen danken muß ich Euch! Eure Schicksale haben mich tief ergriffen — und wenn Ihr einmal einen Freund in der Not brauchen solltet, so denkt an den Bäckermeister Le Noir. Bei meiner Ehre, Ihr seid eine brave Frau! Nun, ich hoffe, der Rest Eures Lebens werde ruhiger und glücklicher verlaufen als die Vergangenheit, die Euch wahrlich mit harten Prüfungen heimsuchte. Wenn Ihr nun bald zu Eurem hochwürdigen Sohne nach Ste-Victoire zieht, so fangen dafür goldene Tage an.“

„Wie Gott will, Herr Le Noir! Darauf gehofft habe ich schon lange,“ sagte die Frau mit einem Seufzer; denn gerade jetzt beschlich sie eine bange Ahnung, als ob eine neue Prüfung wie eine schwarze Wetterwolke emporzöge. „Wie Gott will,“ wiederholte sie noch einmal.

„Möge die Hoffnung sich recht nach Wunsch erfüllen. Und hier sind wir schon bei „Aux quatre Bras“! Was mir die Zeit ob Eurer Erzählung kurz geworden ist! Also Charles, mein Freund, paß gut auf, daß ihr gegen sechs Uhr hier seid.“ Damit sprang der behäbige Bäckermeister gewandter vom Wagen, als man es bei seinem Leibesumfang hätte denken sollen, und half der guten Frau Montmoulin beim Aussteigen. Die Kinder waren rasch heruntergeklettert, und nach herzlichem Danke wandte sich die Großmutter mit ihnen bergan dem Kloster zu.

(Fortsetzung folgt.)

B r i e f k a s t e n.

ABC. Das ist Privatsache; und da wir aus dem Briefe schließen können, daß die Angelegenheit nicht Ihre Person betrifft, so kann die Zuschrift nicht gedruckt werden.

Heidelberg. Für diese Nummer traf Ihre Anfrage zu spät ein. Die Antwort folgt daher in der nächsten Nummer.

B e r i c h t i g u n g.

In der vorigen Nummer haben sich zwei unangenehme Druckfehler eingeschlichen: Seite 195, Zeile 28 der ersten Spalte lies *Marius* statt *Markus* und Seite 196, Spalte 2, Zeile 16 muß es heißen 80 statt 30.

A l l e r l e i.

Kein Hut abnehmen mehr. Einen edelmütigen Beschluß haben soeben, wie man im Gaulois liest, die Damen der guten Gesellschaft in Haparanda gefaßt. Sie haben einstimmig beschlossen, die Männer davon zu dispensieren, stets den Hut abzunehmen, wenn sie sie grüßen, wenigstens solange die strenge Kälte herrscht. Sie werden sich vielmehr während der Wintermonate mit dem einfachen militärischen Gruß begnügen. Dieser Beschluß wurde den Frauen durch eine medizinische Statistik nahegelegt, die die Tatsache feststellte, daß das starke Geschlecht dreimal mehr an Erkrankungen wie Katarth, Neuralgie, Zahnreizen, Influenza, starkem Schnupfen leidet wie das schwache Geschlecht, und den Schluß nahelegte, daß diese Schwächen zum großen Teil dem Umfange zuzuschreiben seien, daß die Männer beim Grüßen auf der Straße den Hut abnehmen müssen. Man kann sich vorstellen, welche Freude und welche Dankbarkeit bei den Rahlköpfen von Haparanda ob dieses hochherzigen Entschlusses herrscht.

Individuelle Auffassung. — „Paß auf, was is denn dös: alkoholfreies Bier?“

— „Dös ich oans, von dem man koan Rausch kriegt.“

— „Ja — wozu trinkt man's denn nacha!?“

Immer derselbe.
Junge Gattin: Zwetschenknödel soll ich heute kochen, lieber Theophil? Ja, aber ich fürchte, daß sie mir nicht besonders gelingen werden.

Professor: Na, dann koch' sie doch erst einmal ins Unreine!

Salzwasser. Ist Salzwasser der Gesundheit zuträglich?

Nicht immer. Einem Bekannten von mir hat es ernstlich geschadet.

„In welcher Weise?“
„Er erkrankt darin.“

Kein Grund. Angestellter (der krankheits halber einen Tag im Geschäft gefehlt hat, sich beim Chef entschuldigend):

„Herr Chef werden verzeihen, daß ich nicht kommen konnte, hatte mir anscheinend den Magen verdorben, konnte den ganzen Tag nichts essen.“

Chef: „So, das hätten Sie auch hier im Geschäft besorgen können.“

Einfache, dauerhafte wirtschaftliche Separatoren

ganz ohne Einfäße
letztes Patent

der Fabriken **Heinrich Lanz**

für Leistungen

von 7 bis 9 Wedro Vollmilch pro Stunde

Preise 55 Rbl. und 65 Rbl.

Wiederverkäufern Rabatt.

Separatoren

Für Industriezwecke
für große Leistungen.

Fabrik-Wiederlage

Heinrich Lanz

in Krostow a/Don.

Redakteur J. Kruschinsky.

Rom 1900.

Ferdinand Stuflesser

Bildhauer u. Altarbauer

in St. Ulrich-Gröden Tirol (Austria).

Inhaber des päpstlichen Ehrenkreuzes.

Empfiehlt Heil. Statuen aus Holz und
sein polychromiert.

Stehende Heil. Statuen

Höhe in Ctm. 100, 120, 140, 170, 180

Preis in Rubeln 35—50—68—100—115

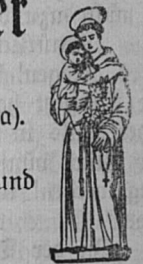
(Pieta) Maria mit
Jesu in Schoß.

Höhe in C. 80-100-120-130

Preis in R. 76-100-160-190

Obiger Preis versteht
sich inklusive Verpackung
ab St. Ulrich.

**Katalog über Altäre und
Kreuzwegstationen, franko
und gratis.**



Mit Freuden erfüllen wir hiermit die angenehme Pflicht, Herrn Ferdinand Stuflesser in St. Ulrich-Gröden (Tirol—Austria), zu bescheinigen, daß der von ihm im Jahre 1901 in der Pfarrkirche zu Selz (Südrubland) aufgestellte Hochaltar nicht bloß allgemeine Zufriedenheit erweckt, sondern mit Macht zur Andacht hinzieht. Sachverständige haben nur Worte der wärmsten Anerkennung. Alle, die bis heute den Altar gesehen, selbst Andersgläubige, waren erstaunt und sprechen unumwunden ihre Bewunderung, ihr Staunen und Lob über dieses „Kunstwerk“ aus. Kurz, wir haben uns entschlossen, ihm auch die Ausführung der Kanzel, die 1 1/2 tausend Rubel in St. Ulrich kosten soll, anzuvertrauen. Wir können Herrn Ferdinand Stuflesser allen geistlichen Herren mit bestem Gewissen aufs wärmste empfehlen. Dieses empfehlende Zeugnis stellen wir Herrn Ferdinand Stuflesser als angenehme Dankespflicht für die gelieferte Arbeit aus.

Selz, den 30. Juni 1902.

(Sigillum.)

P. Josef Nold, Pfarrer.

Rüster: Rochus Kiefling. Kirchenälteste: Bernhard Well, Johannes Klein. Kandidaten der Kirchenältesten: Franz Jund, Johannes Salwei. Dorfältester: Adam Dapfner.

Bestes Magazin

F. Sorokin

in Saratow,

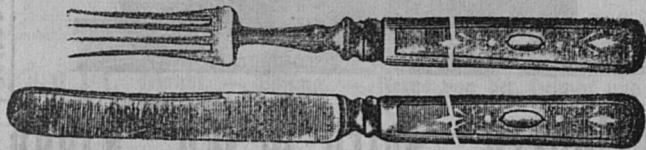
Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gediegenem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.



Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosenkränze weihen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetbüchern für jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über Devotionalien gratis. Buxton & Bercker. Verleger des Heil. Apost. Stuhles. Kevelaer (Nhb.) Nr. 41.

Modenjournal und Musterschnitte Magazin **E. A. Ehrlich** Saratow, Deutsche Straße, № 29.

Stets in großer Auswahl Modenjournalen in deutscher u. russischer Sprache, wie alle mögliche fertige Musterschnitte in natürlicher Größe.

Katalog auf Wunsch gratis.

Zur Anfertigung sämtlicher

Drucksachen

empfehlen sich die

Lithographie- Buch- u. Steindruckerei der Contobücher- u. Couvert-Fabrik

von

August Lyra, Niga.

En gros — en detail. ♦ Preislisten gratis.

Magazin **Iwan Dawydow** Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren anher Konkurrenz.



J. Ohnesorge

Saratow, Deutsche Str. im eigenen Hause
Größtes Spezialgeschäft gegründet 1875.

Reichhaltiges Lager

von Jagdgewehren, Revolvern u. allem Jagdzubehör. Freier Verkauf von Jagdpulver mit obrigkeitlicher Genehmigung.

Für Händler Fabrikspreise.

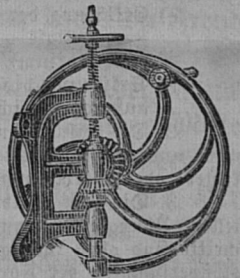
Nähmaschinen in größter Auswahl u. zu sehr billigen Preisen. Handwerkzeuge für Schmiede, Schlosser, Wagenbauer, Tischler u. Schuhmacher. Drehbänke, Bohrmaschinen, Feilen, Werkzeugstahl, Gewinbeschneidzeuge, Mühlpielen, Schleif- u. Wehsteine.

Sämtliche Gartengeräte

wie: Baumsägen, Baumscheren, Spaten, Garten Gießkannen, Spritzen u. s. w. Fleischhack- u. Wurstmaschinen, Separatoren zum Entrahmen der Milch, Buttermaschinen, Farbmühlen in allen Größen. Feinste Solinger Stahlwaren, Taschenmesser, Scheeren u. ganz besonders gute Rasiermesser. Beste englische Schafscheren, Schlittschuhe in allen Größen. Feuer- u. diebesichere Gelbschränke u. Schatullen.

Dezimal- und Tafelwagen für Kaufleute und Händler.

Alle Arten von Schlössern für Ambaren, Türen, Schränke, Komoden u. s. w.
Eiserne Ofen für Steinkohlen, Kerosinofen Primus und Gräs.



Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell

Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolskaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschiedener Fabriken, Diamanten zum Gläserschneiden, Spiegel in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, Bilderrahmen und Bilder.

Bestellungen auf alle möglichen Glasarbeiten werden entgegen genommen.

Klein- und Großhandel. ♦ Preise ohne jede Konkurrenz.

Telegrammadresse: Saratow—Zell.

Telephon № 459.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Program m

der

Organistenschule zu Seelmann (Kownoje).

„Cantate Domino canticum novum.“

Sl. 42, 10.

Die Organistenschule zu Kownoje bezweckt, junge Leute theoretisch, und praktisch so auszubilden, daß sie befähigt sind, als Organist und Küster, Dirigent und Sänger, ihre Obliegenheiten nach Vorschrift und dem Willen unserer hl. Kirche ausführen zu können.

1. Einteilung des Studiums in drei Kurse, je von einem Jahre.
I. K u r s u s .

umfaßt folgende Lehrfächer:

- a) Harmonium- und Klavierspiel¹⁾.
- b) Harmonie nach Richter und Piel.
- c) Gesangsunterricht.
- d) Bewohnung der Singschule und Chorproben, sowie Mitwirkung an allen Choraufführungen und Funktionen.

II. K u r s u s .

- a) Fortsetzung des Harmonium- und Klavierspiels.
- b) " der Harmonie.
- c) " des Gesangsunterrichtes.
- d) Wie im ersten Kursus.
- e) Theoretischer und praktischer Unterricht des gregorianischen Chorals nach den von der Kirche bestätigten offiziellen Choralbüchern.

III. K u r s u s .

- a) Erweiterung des Harmonium- und Klavierspiels.
 - b) Wiederholung und praktische Anwendung der Harmonie, Harmonisierung und Begleitung des Chorals und der deutschen Kirchenlieder.
 - c) Erweiterung des Gesangsunterrichts, Vortrag des Choral- und Figuralgesanges, sowie Direktion.
 - d) Wie I. und II. Kursus.
 - e) Erklärung der liturgischen Bücher: Missale, Graduale, Vesperiale, Zeremoniale u. s. w. sowie des Kirchenjahres und Kirchenkalenders (Direktorium).
 - f) Erklärung des hl. Messopfers, der kirchlichen Tageszeiten und der außerordentlichen Feierlichkeiten des Kirchenjahres.
2. Die teilnehmenden Schüler sind verpflichtet, täglich dem hl. Messopfer und ev. Nachmittagsandachten wo möglich beizuwohnen, sowie auch den Küster- oder Sakristandienst mit auszuführen.
3. Die zum Studium nötigen Bücher und Musikalien sind selbst zu stellen, Übungsinstrument, wenn möglich, auch, denn gute und schnelle Fortschritte sind ohne tüchtige und fleißige Übungen kaum denkbar, so gut wie selbstverständlich der Fortschritt und die Ausbildung von dem Fleiße und der Begabung des Schülers abhängen.

4. Der Eintritt erfolgt am 15. April. Jedoch können auch Schüler im Laufe des Jahres eintreten, und das Studium bzw. der I. Kursus beginnt dann mit dem Tage des Eintritts, aber vorzuziehen ist der Eintritt an dem festgesetzten Termine.

5. Organisten und Küster, die bereits im praktischen Dienst stehen, können zur weiteren Ausbildung Stundenunterricht nach Übereinkunft erhalten.

6. Ferien sind 6 Wochen nach dem Feste Peter und Paul, sowie einige Tage nach Ostern, Pfingsten und Weihnachten.

7. Kost und Logis hat der Schüler selbst zu stellen.

8. Das Honorar beträgt für den I. Kursus 60 Rbl.

" " " " " II. " 55 "

" " " " " III. " 50 "

9. Alle kirchlichen Verordnungen von Seiten des Papstes, der zuständigen kirchlichen Behörden, sowie unseres Bischofs werden aufs genaueste einstudiert und zur Richtschnur gemacht.

10. Jeder Schüler hat beim Eintritt über sein sittliches Betragen ein von seinem zuständigen Pfarrer ausgefertigtes Zeugnis vorzulegen.

O. A. M. D. Gl.

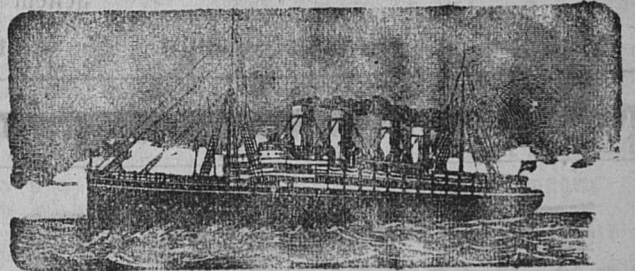
J. Steingaf Organist u. Chorregent.

Село Ровное, Самарской губ.

¹⁾ Klavier ist nicht obligat.

Доволно цензурю. Скратовъ 4 Января 1906.

Gute Beköpfung.



Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

Pas s a g i e r - B e f ö r d e r u n g

mit Post- u. Schnell dampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и К^о.
ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Erstklassiges Hotel und Restauration

„ M o s s i a “

Saratow, Deutsche Straße.

Neue remontriert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgenut.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasitschestaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Daselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Herausgeber H. Schellhorn.

Царовая Типо-литография Г. Х. Шельгорят и Ко.